

Walter Rieder

*Kaisermühlner
G'schichten*

© 2001

Kennen Sie Kaisermühlen?

Ja – doch, werden sie sagen. Ist das nicht der Stadtteil über der Donau, daher auch sein Name „Transdanubien“ – wie man so sagt? Dort wo die Hochhäuser nur so aus dem Boden sprießen und der Donauturm steht? Damit haben sie im Grunde recht – oder auch nicht – oder nur teilweise.

Es stimmt schon, dass momentan in Kaisermühlen ein gewaltiger Bauboom stattfindet, der das Antlitz dieses Viertels total verändert. Ob wirklich zum Guten – wer weiß? Ich bin da eher ein Skeptiker, der lieber abwartet, was die neuen Entwicklungen bringen. Vielleicht hat diese Bautätigkeit ja doch auch ihre guten Seiten. Eines aber geht leider unwiderruflich verloren, der verträumte, fast ländliche Charakter unseres Grätzels, der viel von seinem Charme ausmachte. Beton kann Grün eben nicht ersetzen.

Doch kommen wir zur Sache. Riskieren wir einen Blick auf die letzten 50 Jahre und schauen wir uns an wie sich dieser Stadtteil entwickelt hat. Wenn man Kaisermühlen wirklich kennen will, dann muss man aber weiter ausholen, sich zurückdenken in die Zeiten, als unser Grätzel noch als „Glasscherbeninsel“ verrufen war, als Hungerviertel, das kaum Zukunft zu haben schien. Und doch hat sich dieses Kaisermühlen in den letzten Jahrzehnten zu einem der beliebtesten Wohnvierteln unserer Stadt entwickelt.

Kaisermühlen ist eine Weltanschauung!

Das ist kein Schmä! Schon in den 70er-Jahren ergab eine „empirische Umfrage“, dass Kaisermühlen in puncto Wohnzufriedenheit unter den drei meistgenannten Bezirksteilen Wiens rangierte. Gut – Hietzing und Währing lagen damals noch vor uns. Doch das sind Bezirke, die sich mit unserem Kaisermühlen doch nur schwer vergleichen lassen. Wohnen doch dort in der Mehrzahl die Geldsäcke und Neureichen, während bei uns zu dieser Zeit die „ehrlichen Hackler“ den Ton angaben. Und das ist bestimmt ein gutes Zeugnis für ein sogenanntes Arbeiterviertel – meine ich.

Übrigens, der einzige Satz von „historischer Bedeutung“, den der auch als Kaisermühlner aufgewachsene, und in den Sechzigerjahren ungemein populäre und mehrfache Box-Europameister, Johann Orsolics, von sich gab, ist so treffend, dass ich es mir nicht verkneifen kann ihn hier zu zitieren: „Kaisermühlen ist eine Weltanschauung!“.

Wie recht du doch hast, lieber Hansi. Eine ehrliche Haut, die nur durch seine Leichtgläubigkeit und durch falsche Freunde um die Früchte seines Erfolgs gebracht wurde. Wer ihn näher kannte, der weiß auch welch ein liebenswerter, freundlicher Mensch – nie größenwahnsinnig ob seiner Erfolge – er zeitlebens war und noch immer ist.

Ein Viertel mit besonderem Reiz

Dass unser Viertel schon immer besonderes Flair hatte, das weiß ein gestandener Kaisermühlner schon längst. Wo sonst verbindet sich Infrastruktur (wieder so ein Modewort: früher genügte schon ein Greissler ums Eck, eine Tramwayhaltestelle und die Trafik gegenüber für diesen Begriff), mit weitläufigen Grün- und Erholungsanlagen, die für das Wohlbefinden der Einwohner sorgen. Seit dem Bau der U-Bahn liegen wir ja auch sozusagen im Herzen von Wien. 10 Minuten bis zum Stephansplatz – Kaisermühlnerherz, was willst du mehr?

Dazu noch die UNO-City: „Vienna International Center“ – lassen sie sich das einmal auf der Zunge zergehen! Richtig international sind wir geworden, fast nobel. Und mit der TV-Serie „Kaisermühlen-Blues“ sind wir auch endgültig auf den Bildschirmen unserer Mitbürger verewigt, präsent und ein Begriff geworden. Und das von Apetlon bis Bregenz. Das ist doch was – oder nicht?

Gänserndorf, um nur ein beliebiges Beispiel zu nennen, hat diese Publicity nicht. Aber es ist eben auch nicht Kaisermühlen. Wobei ich persönlich absolut nichts gegen die braven Bewohner dieses Ortes habe. Im Gegenteil, ich beneide sie ob ihres einmaligen Eisenbahnmuseums, dessen Besuch ich auch jedem Kaisermühlner nur wärmstens an Herz legen kann. Aber ein Entlastungsgerinne und eine Coppa Kagrana haben sie eben nicht.

Aber zurück aus der glorreichen Gegenwart, gehen wir nun zu den Wurzeln zurück – „Back To The Roots“ – wie die Amerikaner so treffend sagen. Fangen wir an uns mit der Vergangenheit und der Entstehung Kaisermühlens näher zu befassen.

Startschuss Donauregulierung

Richtig begonnen hat ja alles erst mit der Donauregulierung in den Jahren 1870 bis 1875. Damals wurde der Grundstein für unseren Bezirksteil gelegt. Vorher war hier ja eigentlich nur urwüchsige, verwegene Wildnis – vergleichbar nur vielleicht mit der heutigen unteren Lobau. Oder aber doch nicht ganz. Denn es gab ja doch schon eine Schifflagestelle – gegenüber dem heutigen Polizeibad – einige primitive Hütten und Lagerstätten für die Frachtgüter und natürlich die Kaiserlichen Schiffmühlen, die zum Beispiel der Schiffmühlenstraße und natürlich auch Kaisermühlen ihren Namen gaben.

Doch mit der Donauregulierung wurde alles ganz anders. Endlich konnte die Gefahr der alljährlichen Überschwemmungen abgewendet werden und damit war der Grundstein zur dauerhaften Besiedlung dieses Gebiets gegeben. Der weiteren Entwicklung Kaisermühlens zum vollwertigem Stadtgebiet stand nun nichts mehr im Wege.

Die ersten Häuser entstanden, ein Postamt und der Bau einer Schule folgten. Auch eine Kirche wurde errichtet. Leider bis heute unvollendet, denn der „Kampa-

nile”, der Glockenturm in strenger Stahlbetonweise, in den 60er-Jahren errichtet, entspricht wohl sicher nicht den Absichten der Planverfasser.

Übrigens bedeutete er für den damaligen Pfarrer, Pt. Josef, das „Aus“ für Kaisermühlen – er wurde nach Mistelbach versetzt. Vielleicht erbarmen sich unsere Bezirksvertreter einmal dieses „unglücklichen“ Turms und passen seine Fassade stilmäßig der anliegenden Kirche an. Auch wenn wir traditionell eine „Rote Bezirksvorstehung“ haben, sollte dieses Projekt nicht an parteipolitischen Ansichten scheitern. Der Dank – in Form von Kaisermühlner Wählerstimmen – wäre bestimmt sicher.

Doch zurück zur Gründerzeit. Durch die Erschließung des Kaisermühlner Siedlungsgebiets und vor allem durch die Errichtung der alten Reichsbrücke (Kronprinz-Rudolfbrücke, 1876), wurde Kaisermühlen auch für Betriebsansiedlungen interessant. Es entstanden am unterem Ende des Siedlungsgebiets die ersten Industrieansiedlungen. Vor allem die textilverarbeitende Industrie siedelte sich hier an, weil die Lage an der Donau, ob des großen Wasserverbrauchs, ideal war. 1899 kam noch dazu, dass die erste elektrische Straßenbahnlinie eröffnet wurde. Allmählich entwickelte sich Kaisermühlen zu einem neuen Stadtteil.

Auch das berühmte Gänsehäufel, das größte Strandbad Wiens, entstand zu dieser Zeit und ist bis heute eine wesentliche Bereicherung des umfangreichen Freizeitangebots Kaisermühlens.

Jahrgang 1942

Wenden wir uns nun von der „Urzeit“ mehr der Gegenwart zu. Blicken wir auf die jüngere Vergangenheit, die ich, als Jahrgang 1942, erleben durfte. Natürlich muss man meine Aufzeichnung als subjektiven Bericht eines „glühenden“ Kaisermühlners sehen, der eben seine persönlichen Erlebnisse der letzten 50 Jahre zu Papier bringt, oder zumindest den Versuch dazu unternehmen will. Das Urteil, ob mein Vorhaben erfolgreich sein wird, kann letztendlich doch nur der Leser fällen. Und ich hoffe, das dieses gnädig und positiv ausfallen wird.

Ich will auch gar nicht als „Chronist“ in die Geschichte unseres Grätzels eingehen, sondern nur meine persönliche Sicht der Ereignisse – verbunden mit wirklich erlebten Anekdoten – den Lesern anbieten.

Die verlorene Generation

Wenn ich diese Geschichte erzähle, dann berichte ich auch von einer Generation, die vieles mitgemacht hat. Die viel geirrt hat. Die ihre Irrtümer aber auch zum Großteil eingesehen und berichtigt hat. Die aber auch unsere Anerkennung verdient. Vor allem die Aufbauarbeit nach dem verlorenen Krieg war ein Leistung, die

unsere ganze Bewunderung verdient. Praktisch aus dem Nichts wurde der Grundstein für unsere heutige Republik und unserem Wohlstand geschaffen.

Es soll auch ein Manifest an die Jugend sein. Damit sie nie vergisst, welche großartige Leistung diese Generation für unser Vaterland und auch für das Wohlergehen der heutigen Jugend erbracht hat. Nicht ich, nicht meine Generation haben diese Leistung vollbracht. Es war die Generation unserer Väter und Mütter, die den Grundstein legten, dass Österreich heute unter den zehn wohlhabendsten Nationen der Welt ist.

Wir, die jetzige Generation, sind verpflichtet, dieses große Werk weiter zu führen, damit auch unsere Kinder und Kindeskiner an dieses Land glauben: An Österreich!

Auf die Alten hören!

Beginnen will ich mit einer Zeit, in der ich eigentlich noch nicht bewusst alles mitbekam. Verständlich, war ich doch damals in einem Alter, wo sich der Mensch normalerweise nicht mehr an bestimmte Ereignisse erinnern kann. Bekanntlicherweise fängt das bewusste Erinnerungsvermögen eines Menschen ja eigentlich erst mit dem Vorschulalter an.

Doch ich weiß nicht warum, ich hatte immer ein offenes Ohr für Geschichten, die mir die Eltern, Verwandten oder andere ältere Menschen erzählten. Die Garantie, dass alles bis auf den letzten Punkt wahr ist, kann ich bei den mündlich überlieferten Erzählungen natürlich nicht übernehmen – aber ein Körnchen Wahrheit ist bestimmt dran. Ab den 50er-Jahren sind die Erinnerungen aber weitgehendst authentisch. Ich bitte das beim Lesen meiner Aufzeichnungen entsprechend zu berücksichtigen.

Alles in allem kann ich nur sagen, meine Geschichte ist eine „Love-Story“ an Kaisermühlen – wer sollte das einem glühendem Lokalpatrioten auch nicht verzeihen.

Bombengeschichten und der „Zitterer-Toni“

Mein erstes Zuhause, an das ich mich erinnern kann, lag in der Schiffmühlengasse (genau gegenüber der heutigen Kaffeeconditorei „Backofen“), im sogenannten „Varadin-Haus“. Benannt nach der gleichnamigen Greisslerei. Und zwar im Hinterhof, im Parterre. Die Nachbarin war eine liebe, alte Frau, eine eingebürgerte Tschechin, die herrlich, liebenswürdig „böhmakeln“ konnte („Wer hot den do den Wosser aufgestreut?“) – die Frau Hofer. Nebenbei auch noch die Hausmeisterin und das waren zu diesen Zeiten ja noch wirkliche Respektspersonen.

Sie wird in meiner Geschichte noch eine wichtige Rolle spielen. Sie hatte auch einen Sohn, den „Hofer-Toni“ oder auch „Zitterer-Toni“ genannt, der ein Kaiser-

mühlner Original dieser Tage war. Er hatte ein unheilbares Nervenleiden, stotterte und zitterte sich durch die Gegend – daher auch sein Name – und hatte noch dazu einen Vollbart wie einst Andreas Hofer. Alles in allem, eine verwegene, furchteinflößende Gestalt, speziell für uns Kinder.

Sein Aussehen war geradezu geschaffen um für uns Kinder als richtig schreckhafte, perchtenähnliche Figur zu dienen. Es war ein geflügeltes Wort der Mütter von damals: „Wenn du nicht brav bist, holt dich der Hofer-Toni!“. Dabei war dieser Mensch eine Seele, die keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, und der Kinder abgöttisch gerne hatte. Aber leider schreckte sein Äußeres diese nur ab, was ihn sehr kränkte.

Die Bombe im „Varadinhaus“

Nebenbei rankt sich um diesen Menschen eine Legende, die mir die Mutter immer erzählte: In den letzten Jahren des zweiten Weltkriegs lag auch das Gebiet von Kaisermühlen im Visier der alliierten Bombenschützen. Vor allem die Reichsbrücke und die Industriebetriebe am unteren Ende von Kaisermühlen hatten es ihnen angetan. Doch verfehlten die meisten Bomben glücklicherweise ihr Ziel und Kaisermühlen selbst erhielt nur wenige Treffer. Das Meiste fiel auf die ehemalige Donauwiese, das Überschwemmungsgebiet.

Doch just so eine verirrte Bombe schlug in das „Varadin-Haus“ ein. Sie durchschlug drei Stockwerke und kam – gottseidank – genau vor der Verkaufspudel der Greisslerei undetonierte zum Liegen. Das Loch, das sie riss war nicht allzugroß, vielleicht ein Meter Durchmesser, aber man konnte sozusagen von Wohnung zu Wohnung bis in das Geschäft frei durchblicken. Die Bewohner, die sich im darunterliegenden Luftschutzkeller befanden, darunter natürlich auch ich (als Kleinkind), meine Mutter und Schwester und die übrigen Hausbewohner waren noch einmal mit dem Schrecken davongekommen – Glück gehabt.

Nun lag diese Fliegerbombe also da, und guter Rat und vor allem Mut waren gefragt, was damit zu geschehen wäre. Wahrscheinlich war es ja nur ein Blindgänger, aber man wusste aus Erfahrung, dass auch Bomben mit Zeitzündern abgeworfen wurden. Man war sich also nicht sicher, woran man war. Eines stand fest, die Bombe musste umgehend, auf schnellstem Wege aus dem Haus gebracht werden. Nun war guter Rat aber teuer. Einen Entminungsdienst der ordentlich funktionierte gab es in jenen letzten Kriegstagen nicht mehr. Man war also auf Selbsthilfe angewiesen.

In dieser Zeit der Not sprang unser „Hofer-Toni“ ein. Gemeinsam mit einem alten Mann, der von sich sagte: „Ich hab’ sowieso nicht mehr lange zu leben und nichts zu verlieren“, einem gewissen Lukschandel, rollte man den Blindgänger vorsichtig auf eine Decke und schaffte ihn fort. Er wurde zum Kaisermühlner-Damm gebracht und dann über diesen auf die Donauwiese gerollt. Passiert ist, gottlob, nichts, aber alle die sich an den „Hofer-Toni“ noch erinnern, soll gesagt sein, dass

man einen Menschen nicht nur nach seinem Äußeren und seinem Gehaben beurteilen soll. Für die Bewohner des „Varadin-Hauses“ war er ab dieser Begebenheit fast so was wie ein stiller Held!

Mit Ross und Wagen desertiert

Noch so eine Anekdote aus den Umbruchstagen 1945, die mir von meiner geliebten Mutter überliefert wurde. Im April 1945 näherte sich die Front immer mehr Wien. Die letzte Offensive der deutschen Wehrmacht an der Südostfront in Westungarn war gescheitert und die Rote Armee drang unaufhaltsam auf österreichisches Gebiet in Richtung Wien vor.

Vor allem bei den österreichischen Kriegsteilnehmern stellte sich immer öfters die Frage nach der Sinnhaftigkeit dieses doch schon verlorenen Krieges. Der Gedanke an Desertation wurde immer übermächtiger, je näher sich die Front der Heimat näherte.

Auch mein Vater, Obergefreiter in der Wehrmacht, machte sich so seine Gedanken. Er fand Verbündete in einem Feldweibel aus Oberösterreich (sein Name ist mir leider nicht mehr bekannt) und einem Kameraden, von dem ich nur den Spitznamen „Petersil“ noch kenne und der aus Heilbronn in Deutschland abstammte. Gemeinsamen schmiedeten sie einen Plan, um dem Inferno des Zusammenbruchs der deutschen Wehrmacht zu entkommen – und vor allem der drohenden russischen Gefangenschaft.

„Petersil“ war Schreiber in der Kompanie, in der mein Vater diente. Es war ihm anscheinend ein Leichtes, Marschpapiere zu organisieren, die eine Verlegung nach Mistelbach ermöglichen sollten. Das Ganze war als Waffentransport deklariert. Mit MG's und dazugehöriger Munition machte man sich also auf den gefährlichen Weg, zurück in die Heimat.

Das Vorhaben gelang trotz mannigfacher Schwierigkeiten. Der Feldweibel verabschiedete sich in Mistelbach. Er wollte sich nach Oberösterreich, wo schon die Amerikaner einmarschierten, absetzen. Mein Vater und „Petersil“ aber, konnten sich trotz strengster Kontrollen der Feldgendarmarie mit Rossen, Wagen und Ausrüstung (sprich Waffen und Munition) tatsächlich bis nach Kaisermühlen durchschlagen.

Untertauchen bei Freunden

Es waren die letzten Kriegstage. Die Russen standen schon am Donaukanal – alles war in Auflösung. Die „SS“ warf ihre Uniformen weg und sich selbst in Zivilkleider. Keiner hoffte mehr auf den „Endsieg“. Nur mehr das Überleben war wichtig.

Mit dem Hintergrund dieser allgemeinen Stimmung kamen also unsere zwei Helden nach Kaisermühlen eingefahren. Eines war klar, die Waffen und die Uni-

formen mussten weg – und das zwar schleunigst. Denn noch immer waren Militärstreifen unterwegs, die Deserteure unbarmherzig vor das Militärgericht schleppeten und das hieß hundertprozentig Standgericht und Todesurteil.

Die Pferde waren das geringste Problem. Sie wurden geschlachtet und das Fleisch als willkommene Nahrungsaufbesserung an die Hausbewohner verteilt. Der Wagen wurde bei dem Fuhrwerksunternehmen Schneller (Ecke Schiffmühlenstraße-Moissigasse, heute ein Genossenschaftsbau) eingestellt. Aber was mit den Waffen und der Munition machen?

Bei Nacht und Nebel wurden diese im Hinterhof des „Varadin-Hauses“ vergraben. Dieses Problem war man los. Als in den 70er-Jahren dieses Haus zu Gunsten eines Neubaus abgerissen wurde, stieß man übrigens auf dieses „Waffenlager“ und sogar der Entminungsdienst hatte dabei seinen Einsatz.

Doch damit waren die Sorgen der beiden „Deserteure“ noch nicht zu Ende. Papa war ja bei seiner Familie, aber „Petersil“ hatte keine Verwandten in Kaisermühlen. Jedoch als „fescher Bursch“, freundete er sich bald mit einer Witwe in unserem Haus an und bezog bei ihr Quartier.

Die Russen suchen Deserteure

Die Russen machten Jagd auf ehemalige Wehrmichtsangehörige. Und es gab genug Menschen, die ihre Lieben im Krieg verloren hatten und die neidisch auf die glückhafte Heimkehr der beiden ehemaligen Wehrmichtsangehörigen waren. Auch Kommunisten gab es – die waren am gefährlichsten.

Und so kam es, wie es kommen sollte. Eines Tages kamen eine Abteilung sowjetischer Soldaten in den Hof, wo meine Schwester Helly gerade spielte. Mein Schwester – sie war um acht Jahre älter als ich – erkannte sofort die Gefahr. Sie kam in die Wohnung gestürzt und warnte meinen Vater.

Alles verriegeln hieß die Devise. Schnurstracks posierten sich zwei Posten vor unserer Wohnung und die beiden anderen gingen geradewegs in den ersten Stock, wo „Petersil“ bei seiner Freundin Quartier bezogen hatte. Es konnte einfach nur ein Denunziation gewesen sein.

Frau Hofer greift ein

Und jetzt kam die große Stunde unserer Nachbarin, die ich schon eingangs erwähnte, der großartigen Frau Hofer. Als die Russen mit den Gewehrkolben an unsere Tür schlugen, stand mein Vater mit dem geschliffenen Rasiermesser bereit: Wenn schon, dann müssen sie mich kalt machen – nach Sibirien gehe ich nicht, war sein Motto.

Da öffnete sich die Tür der Nachbarwohnung und die unerschrockene Frau Hofer trat auf den Gang hinaus. Ihr Tschechisch reichte aus, um sich mit den Russen

einigermaßen zu verständigen: „Njet – nix da – die sind bei Mamitschko“ – so, oder ähnlich, konnte sie schließlich die Sowjetsoldaten überzeugen, dass niemand zu Hause wäre. Zivilcourage am rechten Platz bedeutete die Rettung für meinen Vater. Danke, liebe Frau Hofer, die übrigens schon lange verstorben ist, aber für unsere Familie immer unvergesslich bleiben wird.

Nicht so gut erging es dem Kameraden meines Vaters. Als die Soldaten Einlass begehrten und er die Tür öffnete, fragten sie ihn nach seiner Nationalität. Dabei machte er einen entscheidenden Fehler: statt dass er „Austria“ sagte, fiel das entscheidende Wort „Germansky“. Er kam, wie wir aus einem Brief erfuhren, erst mit einem der letzten Heimkehrertransporte im Jahr 1954 in seine Heimat, nach Heilbronn zurück.

Das Kriegsende in Wien

Wenden wir uns nun von den Einzelschicksalen ab und werfen wir einen Blick auf den Gesamtzustand Wiens in diesem Katastrophenjahr 1945.

Es sah nicht gut aus. Mindestens ein Drittel der Häuser waren entweder durch die Bomben oder die Kämpfe in Mitleidenschaft gezogen. Der Stephansdom, die Staatsoper und das Burgtheater waren Brandruinen; der öffentliche Verkehr und alle anderen Einrichtungen, die zu einer funktionierenden Infrastruktur einer Millionenstadt einfach dazugehören, wie z.B. die Wasser- und Energieversorgung, waren entweder zerstört oder funktionierten nur mangelhaft.

Die Stadt wurde durch Militärbefehle regiert. Der sowjetische Militärkommandant, General Blagodatow, erließ einen Aufruf an die Bevölkerung, in dem er ausdrücklich feststellte, dass die Rote Armee nicht als Sieger, sondern als Befreier nach Österreich gekommen sei. Es hieß darin aber auch, dass alle Befehlsgewalt beim Militärkommando seien, denn noch gab es keine funktionierende Verwaltung für die Stadt.

Doch schon regten sich in Wien die demokratischen Kräfte. Am 14. April wird die Sozialdemokratische Partei, und am 17. April die ÖVP gegründet. Am gleichen Tag wird Theodor Körner zum Wiener Bürgermeister bestellt.

Nur wenig später, am 23. April 1945 erscheint die erste Nummer des „Neuen Österreichs“, der ersten Zeitung nach dem Krieg unter österreichischer Führung.

Am 27. April ist es endlich soweit: die erste „provisorische österreichische Regierung“, unter der Leitung Dr. Karl Renners wird gebildet. Der Weg zur Gründung der zweiten Republik war frei.

Neues Leben entsteht aus Ruinen. Waren die Zeiten auch schlecht, das österreichische Volk bewies gerade in jenen Tagen Mut und Zuversicht. Viel hatte sich in den vergangenen, finsternen Jahren aufgestaut, man wollte nun die neu gewonnene Freiheit nützen und sei sie auch noch so eingeschränkt.

Der ÖGB wird gegründet (erster Präsident wird Karl Böhm) und eine neue Bundeshymne muss her (die alte Haydenhymne erinnerte zusehr an das vergangene Naziregime).

Am 25. November 1945 wird der erste Nationalrat der zweiten Republik gewählt. Am 18. Dezember wird das Allparteienkabinett mit Leopold Figl (ÖVP) als Bundes- und Adolf Schärf (SPÖ) als Vizekanzler gebildet. Am 20. Dezember wird Dr. Karl Renner von der Bundesversammlung zum ersten Bundespräsidenten der neuen Republik gewählt.

Kaisermühlen im Jahr 1945

Auch in Kaisermühlen waren die Folgen des zweiten Weltkriegs und die Schrecken der letzten Kriegstage, als unser Stadtteil an der Donau zum Kampfgebiet wurde, verheerend. Wie im übrigen Wien, war die Versorgung fast total zusammengebrochen. Wasser gab es nur aus den Brunnen der Schrebergärten, Strom und Gas waren unterbrochen und die Verbindungen der öffentlichen Verkehrsmittel funktionierten nur sporadisch bis gar nicht.

Die Tramwaylinie, die damals Kaisermühlen mit der Stadt verband, die Linie „C“, war eingestellt. Als Ersatz pendelte eine Garnitur von der Schleife beim Kirchenpark bis zum „Strassl“ beim Gasthaus Mondschein. Dort war eine Ausweiche, wo umgekuppelt wurde. Weiter in die Stadt ging es mit der Linie „25“. Wenn „es ging“ – wohlgemerkt. Nur allzuoft war ein Fußmarsch angesagt.

Der Kirchenpark erinnerte kaum an jene gepflegte Parkanlage, die sich dem Auge des heutigen Besuchers bietet. Das Gelände war wie von Riesenmaulwürfen umgepflügt: Grabhügel an Grabhügel reihte sich aneinander. Der ganze Park war ein wie einziger Friedhof.

Es waren meist Soldatengräber. Gefallene Wehrmachtsangehörige und Rotarmisten lagen hier, aber auch Zivilisten. Opfer eines schon lange sinnlos gewordenen Krieges. Die Bestattung funktionierte, wie so viele andere Einrichtungen des öffentlichen Lebens, in den letzten Kriegstagen nicht mehr und so begrub man die Toten eben in den Parkanlagen. Das war aber in den anderen Teilen Wiens kaum anders.

Die Folgen des Bombenkriegs

Ein kleiner Trost war, dass der Bombenkrieg Kaisermühlen nur am Rand getroffen hatte. Wohl war die Reichsbrücke und die Industrieanlagen am unteren Ende unseres Grätzels Ziel zahlreiche Angriffe, doch das Kerngebiet Kaisermühlens blieb, von einzelnen Treffern abgesehen, verschont. Einzig das Gebiet der Wagramerstraße wurde bei einem Angriff, der wohl der Reichsbrücke galt, von einem Bombenteppich praktisch dem Erdboden gleichgemacht.

Auch das Gänsehäufel bekam seinen Teil ab. Das Gelände war von zahlreichen Bombentreffern verwüstet und den Rest gaben ihm die russischen Besatzungstruppen die in den Gebäuden des Strandbades stationiert waren. Als sie abzogen, war ein Neubau der ganzen Anlage fällig. 1948 war es dann soweit: das neue Gänsehäufel konnte eröffnet werden.

Auch die Fabriksanlagen der Firma Edlinger und Silberstern in der unteren Schiffmühlenstraße wurden getroffen. Das Gelände der Firma Silberstern blieb eine Ruine und wurde später nur mehr teilweise genutzt. Die textilverarbeitende Firma Edlinger konnte aber den Betrieb wieder in vollem Umfang aufnehmen und siedelte erst in den Sechzigerjahren nach Niederösterreich in Ebreichsdorf um. Heute erheben sich an dieser Stelle moderne Wohnbauten, anstelle der Fabriksanlagen.

Dass die Schäden im Rahmen blieben, war aber wohl einem einzigartigen Glücksfall oder vielleicht auch dem Unvermögen der Alliierten Bombenschützen zuzuschreiben, denn wer die alte Donauwiese kannte, der wird sich sicher der ungezählten Bombenrichter erinnern, die das Überschwemmungsgebiet zierten. Wenn diese Bomben auf Kaisermühlen gefallen wären, dann gute Nacht. So aber blieb nicht nur Kaisermühlen, sondern auch die Reichsbrücke, als einziger Donauübergang, von einigen Granattreffern abgesehen, intakt. Kaisermühlen hatte noch einmal Glück im Unglück gehabt.

Die Lebensmittel sind knapp

Trotz der gewaltigen Kriegsschäden und der Besetzung durch vier Besatzungsmächte – das Ärgste war der Hunger. Er war allgegenwärtig. Er war es, der den Menschen am meisten zu schaffen machte. Zu kaufen gab es fast gar nichts, schon gar nicht für Geld.

Das Geld (noch gab es die alte Reichsmark, der Schilling wurde erst Ende 1945 wieder zum Zahlungsmittel) war kaum das Papier wert, auf dem es gedruckt wurde. Naturalien waren das Zauberwort, um sich Sonderwünsche zu erfüllen.

Camel, Chesterfield, Penicillin und Nylonstrümpfe waren die wirklich harte „Währung“ jener Tage. Mit dieser Ware ließ sich praktisch alles kaufen. Aber natürlich nur auf dem Schleichmarkt im Resselpark – versteht sich.

Glücklich, wer in diesen Tagen einen Garten besaß, denn er konnte sich die mageren Rationen die es über die Lebensmittelkarten zu beziehen gab, etwas aufbessern und im Tauschhandel sich andere Güter des täglichen Lebens besorgen.

Diese Gärten unterschieden sich aber gewaltig von den heutigen Prachtanlagen, die mehr der Zierde als dem Nutzen dienen. Von der Kartoffel bis zum Tabak wurde alles angebaut, jeder Winkel genutzt, jedes Fleckchen Erde mehrmals im Jahr umgestochen und neu bebaut. Daneben gab es eine intensive Kleintierzucht: Hasen, Hühner und Enten, ja sogar Schweine wurden gehalten.

Dazu kamen noch die sogenannten „Grabeländer“. Die Gemeinde Wien vergab freie Grünflächen in kleinen Parzellen an die notleidende Bevölkerung, die darauf zur Selbstversorgung Gemüse und Obst anbauen konnten. Das rettete so mancher Familie das Überleben in dieser schweren Zeit.

Auch in Kaisermühlen waren diese Kleingärten anzutreffen. So zum Beispiel vor dem Goethehof, wo sich heute der „Käfig“, ein Tummel- und Brutplatz vieler junger Kaisermühlner Fußballtalente, befindet. Auch das Gelände zwischen dem ehemaligen Tramwayexpedit, hinter der Kirche und der Gänsehäufelbrücke wurde zu diesem Zweck genutzt.

Rund 50.000 Menschen fielen in Österreich am Kriegsende der Hungerkatastrophe zum Opfer. Alte, Kranke und Schwache waren meist die ersten Opfer. Die Selbstmordraten schnellten in die Höhe. Im Jahr 1945 starben in Wien 62.335 Personen, das war mehr als doppelt soviel wie 1938.

Die Kinder sind am ärmsten

Die ärmsten aber waren vor allem die Kinder. Gerade sie, die eine ordentliche, ausgewogene Ernährung am notwendigsten gehabt hätten, hatten unter der katastrophalen Ernährungssituation am meisten zu leiden.

Von Schokolade und Kuchen wagten die Kinder jener Generation kaum zu träumen. Die Mütter waren schon froh, wenn es Trockenmilch auf den Bezugskarten gab. Im Jahr 1946 überlebten von 1.000 Kleinkindern nur 809 das erste Lebensjahr. Eine erschreckende Zahl, wenn man bedenkt, dass sich die Säuglingssterblichkeit heute im Promillebereich bewegt.

Eine große Hilfe waren da die Hilfslieferungen jener Länder, die vom Krieg verschont geblieben waren. Besonders die Schweiz und Schweden trugen viel dazu bei, um das Leid der hungernden österreichischen Kinder zu mildern.

In den Schulen und Kindergärten wurden „Auspeisungen“ eingeführt. Hier erhielten die Kinder wenigstens eine ausreichende, warme Mahlzeit und als Draufgabe gab es zum Abschluss manchmal auch Kakao und eine Mehlspeise. Eine Köstlichkeit in jenen Tagen. Auch wurden Kinderverschickungen, zu Erholungsaufenthalten, in großem Ausmaß organisiert.

Russisch ist Pflichtfach

Die Besatzungszeit brachte für die Schulkinder Kaisermühlens eine unliebsame Überraschung. Da wir in der russischen Besatzungszone lagen, wurde Russisch zum Pflichtfach erhoben. Russische Offiziere unterrichteten. Also mühten sich alle redlich, das kyrillische Alphabet zu erlernen, statt wie vorher Französisch oder Englisch zu pauken.

Noch einen entscheidenden Nachteil für die Schuljugend brachte die Besatzungszeit mit sich. Damals gab es in Kaisermühlen zwei Schulen. Die heute noch bestehende in der Schüttaustraße – im Volksmund nur Bubenschule genannt – und die zweite, ältere, am Schüttauplatz, die Mädchenschule. In Ersterer waren aber die Russen einquartiert, so dass alle Kaisermühlner Schulkinder in der einen Schule am Schüttauplatz zusammengepfertcht waren.

Dieser Zustand wurde erst, allerdings nach einer dringend notwendig gewordenen Totalrenovierung, in den Jahren 1947–48, behoben. Auch die Russischpflicht wurde wieder aufgehoben. Man konnte wieder frei seinen Fremdsprachenunterricht wählen. Endlich konnte der normale Schulbetrieb wieder aufgenommen werden. Die Zeiten normalisierten sich doch zuhelfend.

Die neue Wohnung

1946 war für meine Familie ein besonderes Jahr. Erstens bekam mein Vater eine Anstellung bei der Straßenbahn, zwar nicht im Fahrdienst, sondern beim Oberbau – damals sagte man zu ihnen spöttischerweise „Die Gleisböhme“ – doch das war eben nur ein „Spitzwort“. Wichtig war in jenen Zeiten nur eine fixe Anstellung, und die hatte nun mein Vater bei den Verkehrsbetrieben. Und, was fast noch wichtiger war – wir zogen in eine neue Wohnung um.

Und zwar in eine Gemeindewohnung im „Alten Neubau“ in der Schiffmühlensstraße 62, Stiege 12, vierter Stock, Tür 17. Eine Gemeindewohnung in dieser Zeit zu erhalten, war ein ganz besonderes Privileg. Hatten doch diese Wohnungen nicht nur das Wasser, sondern auch das WC in den eigenen Räumen. Dazu eine, für damalige Verhältnisse, sehr komfortable Waschküche und, nicht zu vergessen, der Zins war auch erschwinglich.

Das war noch ein Relikt des „Roten Wiens“ aus der Zwischenkriegszeit, als unter der Leitung von Stadtrat Hugo Breitner innerhalb eines Jahrzehnts, bis zum Jahr 1934, 61.000 Gemeindewohnungen mit eben diesen Standards errichtet werden konnten. Eine in aller Welt beachtete Leistung.

Wir waren natürlich heilfroh, eine so moderne Wohnung beziehen zu können. Für heutige Begriffe natürlich war die Wohnfläche dieser Küche-Zimmerwohnung mit etwas über 40 m² (wir waren vier Personen!), doch sehr bescheiden. Übrigens bewohnte diese Wohnung vor uns die Großeltern und die Mutter unseres leider so früh verstorbenen „Naturfreunde-Skikönigs“, Walter „Fenzerl“ Koleczek, einer meiner ersten Jugendfreunde..

Genau unter uns wohnte die Familie Beckmann mit zwei Kindern: Manfred und Werner, mit denen mich eine langjährige Freundschaft verband und noch immer verbindet (leider ist Manfred verhältnismäßig jung verstorben). Beide waren später, wie ich, Mitglieder jener Naturfreundejugend Kaisermühlens, die der damalige Obmann, Ernst Sadil, ins Leben rief.

Und noch so ein Zufall, den ich nicht unvermerkt lassen will: In den letzten Jahren wurde in dieser Wohnanlage die beliebte Fernsehserie „Kaisermühlen-Blues“ gedreht.

Das „Kuhbergerl“ und der Nowak-Bauer

Wenn heute ein Kaisermühlner, der Ende der Vierziger- anfangs der Fünfzigerjahre aus Kaisermühlen weggezogen ist zurückkommt, dann wird er diesen Stadtteil wahrscheinlich kaum wiedererkennen.

Wo sich heute die Bauten des Marshall-Hofes erheben, gab es damals nur Schrebergärten. Das ganze Gebiet Kaisermühlens hatte zu dieser Zeit einen eher ländlichen Charakter. Unterstrichen wurde dies noch durch einen großen Landwirtschaftlichen Betrieb, der mitten in Kaisermühlen angesiedelt war. Wo sich heute die Autospenglerwerkstätte Bretschneider und zum Kaisermühlendamm zu das große Mercedes-Service der Firma Witt erstreckt, waren damals Stallungen für eine riesige Rinderherde.

Zuerst hieß der Besitzer Krakowitsch und später trieb ein gewisser Nowak seine Kühe zum Weiden auf die Donauwiese. Und das bis in die späten 50er-Jahre. Am alten Kaisermühlnerdamm war ein gepflasterter Übergang, der im Volksmund nur „Kuhbergerl“ genannt wurde. Im Winter für uns Kinder eine beliebte Rodelbahn, war es in der warmen Jahreszeit der Weg für die Kuhherde auf ihre Weidegründe auf dem Überschwemmungsgebiet.

Wenn die Herde aus- bzw. heimgetrieben wurde, hatte die Kaisermühlner Polizei alle Hände voll zu tun, da sie für das liebe Vieh den kompletten Verkehr auf der Dammstraße sperren musste. Erst wenn das letzte Kälbchen im Stall war, konnte der Verkehr wieder weiter rollen.

Verkehr? – ein Fremdwort

Apropos Verkehr. Eigentlich gab es damals ein Verkehrsgeschehen, wie wir es heute kennen, überhaupt nicht. In Wirklichkeit gab es eigentlich fast keinen Verkehr. Können sie sich vorstellen, dass auf der Dammstraße (Kaisermühlendamm), die damals die Hauptdurchzugsstraße Kaisermühlens war, die Kinder Tempelhüpfen, Diabolo oder einen „Servierer“, eine beliebte Variante des damals unheimlich populären Fußballsports, herunterspielten.

Hin und wieder ein Pferdefuhrwerk, ab und zu ein altersschwacher Laster (Opel-Blitz oder ein betagter Steyrer-LKW), das war aber schon alles. Privater Autoverkehr mit PKW's war nur die Ausnahme. Wer sollte sich denn ein eigenes Auto leisten können? Höchstens ein paar Schieber, Schleichhändler oder politische Günstlinge.

Ansonsten war ein eigenes Auto ein Traum, an den man nicht einmal zu denken wagte. Kritisch wurde es nur, wenn ein russisches Besatzungsauto um die Ecke bog.

Dann wurde die Fahrbahn blitzschnell geräumt, denn die rücksichtslose Fahrweise der Besetzungssoldaten war berücksichtigt.

Besetzungsgeschichten: Die Russen!

Mit den Besetzungsmächten war das so eine Sache. Besonders die Sowjetsoldaten hatten sich bei der Besetzung unseres Landes nicht gerade viele Freunde gemacht. Vor allem die weibliche Bevölkerung hatte unter den Vergewaltigungsexzessen der Besetzungssoldaten schwer zu leiden.

Man ging daher unseren östlichen Besatzern lieber aus dem Weg – größte Reserviertheit war angesagt. Man war sich nie sicher – im Hintergrund jeder Begegnung mit der sowjetischen Besetzungsmacht stand immer die Drohung: „Väterchen Frost in Sibirien lässt schön grüßen!“

Doch man konnte nicht alle über einen Kamm scheren. Es gab eben auch bei den Russen solche und solche. Besonders Kindern gegenüber waren sie durchaus umgänglich und liebenswürdig.

Ein Beispiel gefällig? Eines Tages, ich glaube es war knapp vor meinem Schuleintritt und ich spielte gerade mit anderen Kindern im Hof, kamen drei Russen hoch zu Ross durch die Einfahrt unseres Gemeindebaues eingeritten.

Die ganze Kinderschar erstarrte und drückte sich an die Hausmauern, denn man war ja dahingehend instruiert, dass mit den Sowjets nicht gut Kirschenessen sei, man war von Zuhause entsprechend vorgewarnt. Doch was geschah wirklich? Die Russen lockten uns freundlich zu ihren Pferden, wie durften sie streicheln und bestaunen und schließlich konnte jedes der Kinder unter liebevoller Betreuung der Soldaten eine Runde durch den Hof reiten.

Was für ein Erlebnis! Meine Mutter wäre aber beinahe in Ohnmacht gefallen als sie mich auf dem Rücken eines russischen Pferdes durch den Hof traben sah.

Der „American Way Of Live“ erobert die Alte Welt

Wie anders doch die Amis! Locker, modern, schicke Uniformen, dazu ihre Jeeps – einfach Menschen die man bewundern musste. Und vor allem die vielen neuen Ideen, die sie über den Großen Teich zu uns brachten.

Die größte Entdeckung für uns Kinder war wohl der Kaugummi – „Bubble-Gum“ auf gut amerikanisch. Unbeschreiblich die Szenen, die sich abspielten, wenn ein amerikanischer „Boyfriend“ bei seinem „Girl“ vorfuhr und beim Stehenbleiben diese begehrten Süßigkeiten mit vollen Händen in die wartende Kinderschar warf.

Aber eines vor allem wird mir in Erinnerung bleiben: die neue, amerikanische Jazzmusik. Das kam so: meine Schwester war acht Jahre älter als ich und sie hatte ein altes Koffergrammophon. So eines mit einer kleinen Kurbel zum Aufziehen. Nebenbei war sie musikverrückt und tanzbegeistert, besonders die neuen Tänze

Jitterbug und der Boogie-Woogie hatten es ihr angetan. Ich weiß nicht wie sie da ran kam, aber sie hatte immer die neuesten Jazzplatten – natürlich Schellacks, mit 78 Umdrehungen, was anderes gab es damals noch nicht.

Unglaublich, unvergänglich, unvergesslich: die ersten „Glenn Miller Platten!“ (Told me Boy, is that the Chatta-nooga Choo-Choo...) – da war Schwung, Schmiss – „Drive“ – wie es die Amis so trefflich ausdrückten, drin. Seit damals bin ich ein begeisterter Anhänger, ja geradezu ein glühender Fan der angloamerikanischen Unterhaltungsmusik.

Während andere meiner Generation sich an Rudi Schurike mit seinen „Caprifischern“ begeisterten, war mein erster absoluter Lieblingschlagler „Ghostriders in the Sky“ von Frankie Laine (Yeepyaeeh-Ypeeyaeeh-oooh-oooh...) – einfach toll.

Der Sender, der diese Musik brachte, nannte sich Rot-Weiß-Rot. Der russische Sender war die RAVAG. Unter anderem mit der „Russischen Stunde“ als Pflichtprogramm. Nun – sie können sich ja wohl vorstellen, welcher der beiden Sender die höheren Einschaltquoten hatte.

Dazu kamen bei Rot-Weiß-Rot noch so beliebte Sendungen, wie die „Radiofamilie“ mit Vilma Degischer, Hermann Thiemig, Helly Servey, usw., „Was gibt es Neues?“, mit dem unvergessenen Heinz Conrads und natürlich der berühmte „Watschenmann“. Eine zeitkritische Sendung unter der Regie von Jörg Mauthe, dem wirklich kein Thema zu heiß war – und das in jener Zeit.

Dazu die Kabarettsszene um Bronner, Qualtinger und Merz und Luise Martini: „Brettl vorm Kopf“, „Hackl im Kreuz“. Wer kennt sie nicht, die Songs, wie die Bestseller: „Der G’schufpte Ferdl“, oder der „Wilde mit seiner Maschin“. Oder das großartige Couplet „Der Papa wird’s schon richten“, welches auf den damaligen Verkehrsminister Hurdes, dessen Sohn einen tödlichen Verkehrsunfall in alkoholisiertem Zustand verursacht hatte, gemünzt war. Es waren Meilensteine der österreichischen Nachkriegs-Kabarettsszene.

Unvergessen auch der „Herr Karl“ (allerdings etwas später, im 61-er Jahr), der den Österreichern einen – gar nicht so gerne gesehenen Spiegel – vor das (Fernseh-) Auge hielt. Genauso wie der „Himbeerbrocker“. Ein Fernsehspiel, das das Verhalten der Österreicher im Dritten Reich und die scheinheilige Aufarbeitung dieses Themas so treffend widerspiegelte.

Diese Kabarettsszene, die damals in den späten Fünfziger- und den frühen Sechzigerjahren im Theater an der Kärntnerstraße wirkte, ist heutzutage eigentlich schon legendär. Übrigens: Erhältlich sind diese Aufnahmen – genau so wie der berühmte „Travnicek“ – bei „Preiser Records Austria“.

Die Kinos boomen

Die Traumwelt wird aus Hollywood importiert. Genauso gefragt waren die neuen Filme aus Hollywood, die damals in den überfüllten Kinos gespielt wurden. Allen voran der wohl legendärste Film aller Zeiten: „Vom Winde verweht“. Was waren dagegen die alten UFA-Streifen wie „Frau meiner Träume“ mit Marika Röck oder die „Feuerzangenbowle“ mit Rühmann. Müde Abklatsche der begeisternden Revuefilme von Fred Astaire und Ginger Rodgers oder der köstlichen Komödien mit Katharine Hepburn und Spencer Tracy.

Die Schwarzhändler hatten Hochbetrieb (an den Wochenenden waren Kinokarten fast nur im Schleichhandel erhältlich), denn neue Sterne am internationalen Filmhimmel begeisterten die Österreicher: Clark Gable, Gary Cooper oder der unvergessene Humphrey Bogart mit Ingrid Bergmann in dem Kultfilm „Casablanca“!

Das „Wunderkind“ Orson Welles drehte im halbzerstörten Wien der Nachkriegszeit seinen Klassiker „Der dritte Mann“ und machte die Unterwelt unserer Stadt (sprich das Kanalsystem) gemeinsam mit dem „Harry Lime Thema“ von Anton Karas weltberühmt. Die Tradition der amerikanischen Ausstattungsfilm wurde dann von Gene Kelly, z.B. in dem Streifen „Ein Amerikaner in Paris“, fortgesetzt und zur absoluten Vollendung gebracht.

Die weiblichen Stars dieser Tage, wie Vivian Leigh, Jane Russell, Betty Grable und später die unvergessene Marilyn Monroe, machten die Kinobesuche zu einem echtem Erlebnis. Die „Badende Venus“, Esther Williams, und dazu die zündende Musik von Xavier Cougat, entzückten mit toller Ausstattung und schwungvoller Musik die Kinogeher.

Man sah sich in eine ganz andere Welt versetzt. Heraus aus dem grauen Alltag, in eine Szenerie voll Glamour und Glanz – ganz genau das richtige für diese trostlose, trübe Nachkriegszeit. Einmal für eineinhalb Stunden den eigenen Frust vergessen, sich der Illusion einer Gesellschaft hingeben, in der anscheinend nur Milch und Honig zu fließen schienen – und das nur für den Gegenwert einer Kinokarte – ein „American Dream“...

Man erfüllte sich Träume, von denen man wusste, dass sie sich, zumindest in näherer Zukunft, nicht so schnell erfüllen würden. Aber träumen wird man doch noch können?

Die Wirklichkeit verdrängen und an bessere Zeiten – die vielleicht doch noch einmal kommen würden – glauben, das war das Motto, welches die Menschen damals in Massen in die Traumwelt der großen Kinos trieb.

Das Kaisermühlner Kino und die erste Bensdorp Schokolade

Auch in Kaisermühlen gab es natürlich ein Kino. Ein richtiges Flohokino, wie man damals zu jenen Vorstadtkinos sagte, die fünfmal in der Woche ihr Programm änderten und nie die großen Premierenfilme brachten. Frühestens mit einem halben Jahr Verspätung. Und doch war auch dieses kleine Kino fast immer bummvoll.

Die Räumlichkeiten: ein enger, langer Schlauch – 35 Reihen zu je 7 Sitzen; dazu zwei Logenreihen; Cinemascope wäre in diesem Kino absolut unmöglich gewesen. Aber zu diesen Zeiten gab es ja die Breitleinwand noch lange nicht. Die kam erst Mitte der 50-er Jahre.

Das Kino befand sich Ecke Sinagasse-Moissigasse (die übrigens damals Linneégasse hieß!), genau gegenüber dem Pfarrhof. Danach, als das Kino in den Neubau in die Schiffmühlenstraße übersiedelte (später Bilderland-Atelier), war in diesen Räumlichkeiten lange Jahre die Polizei untergebracht.

Am Wochenende gab es immer einen „jugendfreien“ Film. Und so war es fast schon Tradition, dass ich am Wochenende mit meinen Eltern ins Kino ging. Einer dieser Kinogänge wird mir immer im Gedächtnis bleiben. Schokolade waren zu dieser Zeit für uns Kinder eine rare Köstlichkeit. Meist waren die begehrten Riegeln ja nur im Schleichhandel erhältlich. Doch die Zeiten besserten sich, zwar langsam, aber doch!

Ich kann mich noch genau erinnern, an jenen denkwürdigen Tag, als mir mein Vater einen Schilling gab und sagte: „Kauf die eine Bensdorp dafür“. Ich riss Munde und Augen erstaunt auf. Das war ein ganz neues, unglaubliches Erlebnis für mich: einfach ins Geschäft gehen (der Inhaber hieß übrigens Böchzelt und das Geschäft befand sich dort, wo sich heute das „Anglersport-Geschäft“ im Alten Neubau befindet), einen Schilling auf das Pult zu legen und eine „Bensdorp“ zu verlangen. „Grün oder Blau?“ fragte mich der Konditor – ich war überwältigt ob dieses Angebots. Ich wähnte mich fast wie im Schlaraffenland. Wie so ein kleiner Schokoriegel doch die Welt verändern konnte – zumindest für uns Kinder.

Die Wirklichkeit sieht anders aus

Leider sah die Wirklichkeit in jenen Nachkriegstagen anders aus. Noch war man von einer Stabilisierung der Wirtschaft und der Währung noch weit entfernt. Es fehlte an allen Ecken und Enden am Notwendigsten.

Die Stromversorgung lag, soweit ich mich erinnern kann, vor allem in den Wintermonaten, noch immer im Argen. Ich weiss noch genau, dass ich so manche Hausaufgabe (und das nicht in der unmittelbaren Nachkriegszeit, sondern schon in den Jahren 1948–49) bei Kerzenlicht fertigschreiben musste, weil einfach das Verbundnetz zusammenbrach.

Das Land lag wirtschaftlich am Boden. Vier Besatzungsmächte, die sich die Kosten für ihre in Österreich stationierten Truppen teuer bezahlen ließen, dazu die Kriegsschäden und der Staatsvertrag, der dem Land wenigstens die Souveränität gegeben hätte, in weiter Ferne. Die Zukunft Österreichs sah nicht gerade rosig aus und gab kaum Anlass für optimistische Zukunftsperspektiven. Und doch gab es Menschen, die an eine bessere Zukunft dieses kleinen, viergeteilten Landes glaubten.

Die berühmte Rede von Bundeskanzler Leopold Figl an die Nation

So also war die Stimmung im Nachkriegsösterreich. Grund zum Optimismus war kaum gegeben. Unter diesen tristen Umständen hielt Bundeskanzler Leopold Figl am 24. Dezember 1945 seine traurig, berühmte Rede über den Rundfunk:

„Ich kann Euch zu Weihnachten nichts geben. Ich kann Euch für den Christbaum, wenn Ihr überhaupt einen habt, keine Kerzen geben. Kein Stück Brot, keine Kohle zum Heizen, kein Glas zum Einschneiden. Wir haben nichts. Ich kann Euch nur bitten: Glaubt an dieses Österreich!“

Welch große Worte von einem großen Mann mit übergroßem Herzen gesprochen. Ich denke diese wenigen Sätze drücken alles aus, was jene Kriegs- und Nachkriegsgeneration so auszeichnete: trotz widrigster Umstände, trotz Hungers, Not und Leid – nie verlor sie den Glauben an dieses neu erstandene Österreich.

Den Früchten dieses Glaubens und dem Willen zur Umsetzung und zum Aufbau unserer heutigen Republik, verdanken wir heute ein ganz anderes, selbstverständliches Nationalbewusstsein. Ungleich positiver als jenes, das nach dem Zusammenbruch der Monarchie und in der darauffolgenden Zwischenkriegszeit vorherrschte. Gerade durch diese schwere Zeiten und die Art und Weise, wie sie gemeistert werden konnten, sind die Österreicher auf ihr kleines Land erst richtig stolz geworden. Und das mit Recht, wie es die weitere Geschichte zeigen sollte.

Der Garten, die Großeltern und der „Karl Onkel“

Doch nun genug der hohen Politik. Kehren wir doch zu den profanen Dingen des täglichen Überlebenskampfes in dieser schweren Zeit zurück. Wohl dem, der in jenen Jahren einen eigenen Garten hatte, denn er konnte die schmalen Rationen die es auf den Lebensmittelkarten gab, doch etwas aufbessern.

Unsere Familie war in der glücklichen Lage so eine „Goldgrube“ zu besitzen. Und zwar auf dem Gebiet des heutigen „Marshall-Hofes“, genau gegenüber dem ersten Tor des Goethehofs. Jede freie Stunde verbrachte ich im Vorschulalter mit

meiner Mutter in diesem kleinen Paradies – ich wuchs praktisch zwischen Paradeiserstauden, Zwetschgenbäumen, Gurkenkulturen und Kartoffelbeeten auf.

Nun etwas Chronik: Man schrieb das Jahr 1910, als diese Fläche zwischen Wagramerstraße und der heutigen Schule als Pachtgrund des Strombauamtes zur Besiedlung freigegeben wurde. Meine Großeltern väterlicherseits, beide gebürtige Hernalser, nützen diese Chance und erwarben ein Grundstück in dem damals aufstrebenden Kaisermühlen.

Nach und nach wurde der Boden kultiviert, und in gemeinsamer Arbeit (drei Söhne und eine recht resolute und unternehmungslustige Tochter, die Familienälteste, die aber ordentlich zupacken konnte) wurde auch ein kleines Häuschen erbaut.

Leider erhielt dieses Haus im Jahr 1945, bei den Kämpfen um Wien, in den letzten Kriegstagen einen Granattreffer und wurde ziemlich ramponiert. Ein Neubau war fällig. Aber woher das dazu benötigte Material hernehmen? Alles war in jenen Tagen Mangelware, natürlich auch Baumaterialien.

Not macht erfinderisch! Zuerst wurde das alte Haus fein säuberlich abgetragen. Jeder Ziegelstein wurde sorgfältig abgeklopft, die Türen und Fenster, soweit noch verwendbar, ausgebaut. Das Holz, die Bretter, Nägel, die Dachziegel – kurz alles noch verwendbare Material wurde für den Neubau bereitgestellt.

Doch es reichte bei weitem nicht. Aber halt, da gab es ja noch die vielen Bombenruinen entlang der Wagramerstraße. Gesagt, getan – mit dem Handwagerl holte man sich die benötigten Sachen und so konnte 1946 mit dem Bau des neuen Gartenhäuschens begonnen werden. Dieses wurde unter tatkräftiger Mitarbeit aller Familienmitglieder fertiggestellt und konnte von meinen Großeltern und dem Karl Onkel noch vor Wintereinbruch bezogen werden.

Mein Großvater war ein gelernter Buchdrucker – damals ein hochangesehener Beruf – der in der renommierten Druckerei Paul Gerin sein Handwerk erlernte und später dann, bis zur Pension, beim sozialistischen „Vorwärtsverlag“, bei der Arbeiterzeitung arbeitete. Daher war auch mein Berufsweg sozusagen vorbestimmt – ich musste einfach in eine Lehre ins graphische Gewerbe.

Das Regiment in unserem Garten führte mein Onkel Karl. Er war Frühpensionist. Bis ins Jahr 1944 war er als Schlafwagenschaffner bei der „Mitropa“ angestellt. Nach einem Tieffliegerangriff, bei dem er schwere Verletzungen davontrug, wurde er vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Nachdem er sich von seinen schweren Verwundungen einigermaßen erholt hatte, konnte er sich nun endlich ganz seinem geliebten Garten widmen.

Die Gärten sind Nahversorger

Damals war so ein Garten keine „Schmuckanlage“ wie man sie heute meist vorfindet. Kaum, dass Blumen und Ziersträucher gezogen wurden. Gemüse und Obstbau war angesagt – man musste ja die Familie ernähren. Sollte der Garten auch einen entsprechenden Ertrag bringen, musste man natürlich den Boden verbessern und düngen. Kunstdünger war zu teuer, ein eigener Kompost- und Misthaufen lieferte die Nährstoffe für die Pflanzen. Auch die vielen Pferdefuhrwerke die damals noch auf den Straßen unterwegs waren und die Rinder auf der Donauwiese sorgten für Nachschub an Düngematerial. Damals war, notgedrungen, wirklich alles „BIO“, was geerntet wurde.

Außerdem waren diese Gärten in gewissem Maße auch Nahversorger für die anliegende Bevölkerung. Beim Eingang stand eine große Tafel, auf der fein säuberlich mit Kreide geschrieben, immer die aktuellen Angebote angepriesen wurden. Meist waren die Gärtner etwas billiger, als die Lebensmittelgeschäfte und außerdem hatte man hier die Gewähr, dass die Ware auch wirklich taufrisch war.

So war es ganz normal, dass am Sonntagmorgen zum Beispiel Bewohner des gegenüberliegenden Goethehofs sich bei uns frisch geschnittenen Salat holten oder, wenn überraschender, unangemeldeter Besuch kam, man sich ein frisch geschlachtetes Huhn oder einen Hasen besorgte. Denn auch die Kleintierzucht hatte in den Gärten jener Tage Tradition. Es wimmelte nur so von Hühnern, Enten, Gänsen und Hasen in den Gärten. Doch auch so manche Ziege und vereinzelte Schweine waren da zu finden.

Die Schrebergärten erstreckten sich über das gesamte Gelände des heutigen Marshallhofs und auch die Wohnanlage der Jungen Generation in der Sinagasse befindet sich auf ehemaligen Kleingartengebiet. Auch die Genossenschaftsbauten gegenüber vom „Billa“, am unteren Ende der Schüttaustraße, stehen auf altem Gärtnergrund. Auch gegenüber der Kirche, auf einem Teil der Fläche des Kamitzhofes, befand sich ein riesiger Garten, welcher der Familie Edlinger gehörte.

Hatte Kaisermühlen in jenen Jahren fast den Charakter einer Gartenstadt, so ist davon wenig geblieben. Nur mehr das Gebiet um den Laberweg und an der unteren Alten Donau erinnert heute noch an diese Zeiten.

Das „verhaftete“ Schwein

Vorweg: die folgende Geschichte habe ich nicht bewusst erlebt, aber sie wurde mir von meiner Familie immer erzählt, so dass der Wahrheitsgehalt wohl doch sehr hoch ist.

In den ersten Wochen nach Kriegsende war auch in Kaisermühlen die öffentlich Versorgung zum Großteil zusammengebrochen. Die Wasserversorgung z.B. lag praktisch brach. Die Bewohner unseres Grätzels mussten sich das Wasser von

den anliegenden Gärten holen, denn deren Brunnen waren praktisch die einzigen intakte Wasserquelle. Auch in unserem Garten standen die Menschen Schlange, um die so dringend benötigten Wasservorräte nach Hause zu schleppen.

Was hat das aber nun mit dem „verhafteten“ Schwein zu tun, werden sie sich sicher zu Recht fragen? Jetzt kommt wieder mein Onkel Karl ins Spiel. Zu seiner Person ist noch folgendes zu sagen: Er war von je her ein „Roter“, ein Sozi, wie es im Buche stand. Noch mehr als die „Schwarze Brut“, wie er immer sagte, waren ihm aber die Kommunisten ein Dorn im Auge.

Nun lag aber schräg unserem Garten gegenüber – übrigens auch noch heute – das Parteilokal der KPÖ. Natürlich brauchten auch die Kommunisten das Wasser. Als nun die lieben Genossen bei meinem Onkel um das begehrte Nass vorstellig wurden, bekamen sie aber eine gewaltige Abfuhr, zu der in jenen Zeiten schon eine gehörige Portion Mut gehörte. Die KPÖ war ja damals ein Macht, vor allem in der russischen Besatzungszone, zu der ja auch unser Bezirk gehörte.

„Holt euch das Wasser doch beim eurem Stalin“, war die barsche Antwort meines Onkels. Zuerst waren die Genossen nur konsterniert, ob dieses Widerspruchs. Dann aber zogen sie unverrichteter Dinge ab, nicht ohne düstere Drohungen in Richtung meines Onkels auszustoßen.

Zur gleichen Zeit wurde von meiner Familie ein Schwein aufgezogen. Es sollte als Weihnachtsbraten dienen und der Rest gegen andere nützliche Dinge des täglichen Lebens, die auf regulärer Weise nicht aufzutreiben waren, eingetauscht werden.

Liebevoll wurde das Borstenvieh mit abgezweigten Speiseresten, dem Kukuruz, der ebenfalls für diesen Zweck angebaut worden war und jeder Menge Kartoffeln aufgefüttert. Weihnachten nahte und das Schwein wurde immer runder und die Vorfreude auf den köstlichen Festtagsbraten immer größer. Doch mein Onkel hatte die Rechnung ohne die beleidigten Genossen der Kaisermühlner KPÖ gemacht!

Wenige Tage vor dem Fest klopfen barsch Gewehrkolben russischer Soldaten an die Tür und forderten gebieterisch Einlass. Ihr Ziel war einzig und allein das Festtagsschwein. Mit Tränen der ohnmächtigen Wut in den Augen musste mein Onkel mitansehen, wie die Sau einfach weggetrieben – oder wie sagte man damals? – deportiert wurde. Nichts war es mehr mit einem Weihnachtsbraten für die Familie.

Wohin das Schwein wirklich gekommen ist? Nach Sibirien ins GULAG bestimmt nicht. Aber aus dem Parteilokal der KPÖ soll es in den folgenden Tagen sehr verdächtig nach Schweinebraten gerochen haben.

Es wird ernst – die Schule ruft

1948 war es soweit. Der Ernst des Lebens begann, ich wurde eingeschult. Vorangegangen war eine kleine Prüfung durch den Direktor – oder hieß er Oberlehrer? – so genau weiß ich das heute nicht mehr. Auf jeden Fall erweckte dieser nette, ältere Herr in mir sofort ein Gefühl der Geborgenheit.

Ein paar einfache Fragen: wie alt ich wäre, meinen Namen und weitere unverfängliche Auskünfte. Ich hatte bestanden – obwohl ich damals erst 5½ Jahre alt war (Geburtstag 30. November) und ich nach heutigen Richtlinien sicher ein Jahr zurückgestellt worden wäre.

„Kindermode“ Anno 1948

Wenn man sich die Klassenfotos – vor allem die der beiden ersten Klassen – ansieht, dann kann man erst begreifen, wie ärmlich die Kinder, die vorwiegend aus Arbeiterfamilien stammten, damals ausgestattet waren.

Vor allem bei der Winterkleidung wurde genommen was nur vorhanden war. Selbstgestrickte Pullover aus aufgetrennter Wolle alter Kleidungsstücke; dazu lange, meist braune oder graue Wollstrümpfe mit „Strumpfbandgürtel“ (auch für Buben!), die beim Laufen und Fußballspielen nur allzuoft abrissen, und dann hatte man statt langer Strümpfe doch nur „herabgerollte“ Socken an. Auf dem Kopf saß meist eine komische, meist dunkelblaue Kappe, „Ski-Kapperl“ genannt, bei der man einen Teil über die Ohren stülpen konnte, und die eine frappierende Ähnlichkeit mit der Kopfbekleidung der Straßenkehrer hatte.

Damit nicht genug, kam dazu noch die berühmt, berüchtigte „Pelzhose“. Eine aufgeraute Flanellunterhose, welche die Eigenart hatte, immer unter der Hose hervorzuschauen. Wir Buben schämten sich darob sehr, war dieses „unaussprechliche“ Kleidungsstück doch urtypisch weiblichen Ursprungs. Aber die Mütter waren eben um unser Wohl besorgt und da gab es eben in der kalten Jahreszeit keinen Widerspruch, der geduldet wurde. Obwohl – eines muss man sagen, warm waren sie, die Pelzhosen.

Dazu trugen die Kinder bunt zusammengewürfelte Oberbekleidung, die nur allzuoft von den Müttern selbst geschneidert wurde. Mein erster Wintermantel wurde zum Beispiel aus einer alten Decke fabriziert, meine erste „Skihose“ fertigte meine Schwester, sie ging in eine Schneiderlehre, aus einer abgelegten Straßenbahneruniform meines Vaters.

Die Qualität des Stoffes hatte natürlich nichts, aber schon gar nichts, mit den Modernen Textilfasern unserer Zeit zu tun. Am Abend, wenn die Temperaturen anzogen, kam ich mit der zuerst total durchnässten und dann steifgefrorenen Skihose vom Rodeln zurück und ich musste mich am heimatlichen Kanonenofen erst regelrecht auftauen lassen.

Im Sommer war es da schon leichter. Das Standardkleidungsstück war eine schwarze Clothhose, natürlich selbstgeschneidert. Hinten mit einem kleinen Säckchen versehen, in dem der Wohnungsschlüssel, das Sacktuch oder andere wichtige Utensilien Platz fanden. Dazu ein buntes, gestreiftes „Montefortleiberl“ (so nannte man in den 50er-Jahren die Vorgänger des T-Shirts) und braune Semperit-

Gummiturnpatschen. Im Hochsommer hatten diese „Schweißfuß-Erreger“ meist Pause, man ging einfach barfuß – „Bloßhappert“, wie wir sagten.

Das beliebteste Kleidungsstück aber war wohl die Lederhose. Natürlich eine kurze, möglichst aus Hirschleder, mit einem kleinen Täschchen an der Seite, für den „Hirschfänger“. Mit Bauchlatz und dazu lederne Hosenträger, verziert mit Hirschhornknöpfen. Richtig „schön“ wurde sie aber erst, wenn sie abgetragen und speckig wurde.

Das gute Stück war eine Anschaffung für Jahre und dementsprechend wurde sie beim Kauf auch um einige Nummern zu groß genommen – eben zum „Reinwachsen“. Die Haltbarkeit war enorm. Ich erhielt meine erste „Abgerissene“ am Ende des ersten Schuljahres, und trug sie bis weit in meine Hauptschulzeit hinein.

Komplettiert wurde die Lederhose von einer Trachtenjoppe. Mit dieser Bekleidung, die damals übrigens auch von den Erwachsenen gerne und oft angezogen wurde, war man absolut „Salonfähig“. Sie wurde bei festlichen Anlässen genau so getragen, wie im Alltag. Die Lederhose war in ihrer Uniformität die legitime Vorgängerin der Blue Jeans.

Meine erste Lehrerin

Es war, soweit ich mich erinnern kann, ein wunderschöner Spätsommertag 1948, als ich, begleitet von meiner Mutter, erstmals als Schüler die Schule in der Schüttaustraße 42 betrat. Ich war nun Schüler der „1 B“. Schultüten gab es natürlich nicht – wer hätte diesen Luxus damals auch bezahlen können? Aber trotzdem machte uns die Schule vom ersten Tag an Spaß. So wie es wohl auch den Erstklässlern unserer Tage ist.

Meine erste Lehrerin hieß Hermine Hartl und ich liebte sie wie eine zweite Mutter. Sie war blutjung, eher von kleinem Wuchs, trug gescheiteltes dunkles, glattes Haar und hatte wunderbar gütige, braune Augen.

Jeder Tag brachte ein neues Abenteuer, immer wieder gab es was Neues. Und unsere Lehrerin gab sich wirklich alle Mühe uns die Grundbegriffe des Rechnens, Schreibens und des Lesens beizubringen. Sie war eine richtige Seele von einem Menschen – wir verehrten sie glühend. Was sich auch in der Unzahl von Blumensträußen ausdrückte, die sie am Schulschluss von uns geschenkt bekam.

In der Nebenklasse, der „1. A“ unterrichtete übrigens ein außerordentlich hübsche, blonde Lehrerin. Ich kann mich an ihren Namen nicht mehr sicher erinnern, ich glaube aber sie hieß Grohs, und wir hatten ein Lesebuch mit Wiener Sagen. Darunter die vom Donauweibchen. Und just genau so, wie die Zeichnungen die diese Seiten illustrierten, sah sie auch aus: eine richtige Feenfigur und darum sagten wir zu ihr nur „Donauweibchen“. So ganz nebenbei heiratete sie später einen jungen Lehrer. Sein Name: Helmut Zilk!

Zwei Jahre durften wir in der „Bubenschule“, wie das Schulgebäude in der Schüttaustraße 42 genannt wurde, verbringen. Mit Beginn des dritten Schuljahrs, also im Jahr 1950, wurden wir in die Schule am Schüttauplatz (heute steht dort der Dr. Kamitz-Hof) verlegt.

Die Kaisermühlner Schulen

Es gab damals zwei Schulen in Kaisermühlen. Die eine, die heute noch besteht, in der Schüttaustraße 42, und die zweite am Schüttauplatz, wo sich jetzt der Rudolf Krbec-Hof befindet. Im Kaisermühlner Jargon hießen sie immer nur Buben- und Mädchenschule.

Die ältere der beiden war jene am Schüttauplatz. Sie wurde 1878 fertiggestellt, war also auch schon zu meinen Schulzeiten eine in Ehren ergraute ältere Dame. Die Ausstattung war, nicht nur nach heutigen Begriffen, eher dürftig. Keine Zentralheizung, enge Klassenzimmer und ein armseliger, nachträglich angebauter Turnsaal, in dem sich Jahrzehntlang die Union zum Turnen traf, ließen den Ruf nach einem Neubau laut werden.

Anfangs der 70-er Jahre, als in Kaisermühlen rege Bautätigkeit einsetzte und die Einwohnerschaft sich durch Zuzug rasant erhöhte, ja praktisch verdoppelte, wurde dann auch ganz konkret an dem Plan gearbeitet, die alte Schule am Schüttauplatz durch einen Neubau zu ersetzen. Die Planungen waren in solch fortgeschrittenem Zustand, dass die alte Schule und mit ihr das danebenliegende, ehemalige Kinderfreundeheim in der Mendelssohn-gasse abgebrochen wurden um Platz für den Neubau zu schaffen.

Doch es sollte ganz anders kommen. Angesichts der schwachen Geburtsjahrgänge jener Jahre (Pillenknicke) stellte sich die Frage der Notwendigkeit eines Schulneubaus erneut und wurde schließlich verworfen. Seit damals gab es in Kaisermühlen lange Jahre nur mehr eine öffentliche Schule, nämlich die Volksschule in der Schüttaustraße.

Diese wurde unter dem Bürgermeister Lueger erbaut, 1904 fertiggestellt und bis heute laufend renoviert. Sie ist unter anderem auch Heimstätte des WAT-Kaisermühlen, der hier seinen Turnbetrieb abwickelt.

Neben diesen beiden öffentlichen Schulen gab es immer schon die „Klosterschule“ des Salvatorianerordens. Seit Anbeginn als Volksschule geführt, wurde sie in den 70er-Jahren – als sie in das neue Schulgebäude in der Schödelbergergasse 20 übersiedelte – zur Tages- bzw. Internatsschule ausgebaut.

Eine ganz neue Volksschule der Gemeinde Wien wurde schließlich im Zuge der Bebauung der Überplattung der Donauuferautobahn – am Kaisermühlendamm Nr. 1 – errichtet.

Schulalltag im Nachkriegskaisermühlen

Doch nun zurück in die Schulen meiner Zeit. Die Klassenzimmer jener Tage unterschieden sich gewaltig von den „High-Tech-Schulen“ unserer modernen Zeit. Vor allem im Winter herrschten Zustände, die man sich heutzutage überhaupt nicht mehr vorstellen kann: Zentralheizung z.B. gab es damals in der Schule am Schüttauplatz noch nicht. Der brave Schulwart war den ganzen Tag mit Kokskübeln unterwegs, um die Öfen in den Klassenzimmern auf Trab und Temperatur zu halten.

Jedes Jahr neue Schulbücher, wie es heutzutage an der Tagesordnung ist, blieb ein Wunschtraum. Man erhielt zu Beginn jedes neuen Schuljahrs mehr oder weniger abgenützte Utensilien, in deren Umschlag oder auf den Linealen und Reißbrettern, die Namen der Vorgänger säuberlich eingetragen waren. Verlor man irgend ein Stück, so musste man es am Schulschluss unweigerlich ersetzen. Das war für die damaligen Arbeiterfamilien eine kleine finanzielle Katastrophe, und dementsprechend schonend ging man auch mit den Lehrmitteln um.

Die Schulbänke waren eine Sache für sich. Nicht so wie heute, Tische und Sessel. Das Ganze war aus einem Teil gearbeitet. Die Bänke fest mit den Pulten verbunden. Es gab Variationen für drei oder auch vier Schüler. Auf den schräggestellten Pulten waren Vertiefungen für die Bleistifte und ein fix eingelassenes Tintenfass angebracht. Man schrieb damals noch mit einem einfachen Federhalter der immer wieder ins Tintenfass getaucht werden musste. Nur wenige konnten sich den Luxus einer Füllfeder leisten. Kugelschreiber oder Filzstifte waren total unbekannt.

Schulausflüge oder Wandertage waren damals fast ein Fremdwort. Ich erinnere mich nur, dass wir am Ende der zweiten Klasse einen Ausflug auf den Kahlenberg machten – mit der Straßenbahn wohlgemerkt – und erst in der vierten Klasse gab es einen Autobusausflug nach Carnuntum-Petronell. Natürlich ohne Einkehr in einer Gaststätte. Wie alle hatten unsere Verpflegung mit. Diverse Brote und die Getränke in der Thermosflasche.

Erstmal gab es damals, 1952, auch „Landschulwochen“. Unsere Klasse, die „4. A“, verbrachte zwei Wochen im Landesschulheim Wieselburg. Das war für uns Kinder der erste Urlaub in der „Ferne“. Ein tolles Erlebnis!

Höhere Schulbildung für Arbeiterfamilien fast unerschwinglich

Nun war ich glücklich in der 4. Klasse Volksschule angelangt und es stellte sich die Frage, wie mein kommender Bildungsweg wohl ausschauen würde. Den Noten nach – ich hatte fast lauter Einser – und nach dem Rat meiner Lehrerin, wäre für mich der Besuch eines Gymnasiums das Richtige gewesen.

Doch damals kostete der Besuch einer höheren Schule so viel Geld, dass mich meine Eltern – ein kleine Arbeiterfamilie – schweren Herzens nur in die Hauptschule schicken konnten. Eine Entscheidung die in unseren Tagen, wo gottseidank andere Verhältnisse und Vorbedingungen herrschen, einfach undenkbar gewesen wäre. Aber so waren eben diese Zeiten.

Kaisermühlen ein Paradies für Kinder

Wenn ich so zurückdenke, dann war das Kaisermühlen der 50er-Jahre für uns Kinder ein wahres Paradies. Ein riesiger Spielplatz, der von der Donauwiese, über die Stürzellacke, der Lobau, bis zur Alten Donau reichte.

Was gab es da doch für tolle Möglichkeiten. Zu jeder Jahreszeit war Abwechslung geboten. Im Winter lockte zum Beispiel der Kaisermühlendamm als endlose Rodel- und Skibahn und die Alte Donau lud zum Eislaufen ein.

Obwohl, richtige Eislaufschuhe hatten damals die wenigsten Kinder. Die meisten waren mit sogenannten „Schraubendampfern“ unterwegs. Ihr wisst nicht was das gewesen ist? Nun, das waren Schlittschuhe mit Schraubverschlüssen, die man einfach an die gewöhnlichen Schuhe anschraubte.

Einen Haken hatte die Sache aber: Wenn man nicht richtig festes Schuhwerk hatte, dann konnte es schon passieren, dass sich die Sohle vom Oberleder ganz einfach verabschiedete und das war natürlich doch sehr peinlich.

Ein ganz besonders beliebter Sport war aber das „Eis-Fußballspielen“. Es wurde mit Begeisterung ausgeübt. Zwei kleine Tore, kaum einen Meter breit, dazu fünf bis sieben Spieler pro Mannschaft (alle ohne Schlittschuhe) ergaben die rasantesten Matches. Dabei kam es weniger auf Schnelligkeit und Körperkraft an. Die gewandteren Spieler mit der besseren Technik waren hier eindeutig im Vorteil. Alles in allem, ein Mordsspaß.

Die Mutprobe

War es schon im Winter nicht langweilig, so bot Kaisermühlen in der schönen Jahreszeit Freizeitspaß bis zum Abwinken. Allein das Gebiet der Alten Donau und des Gänsehäufels waren ein Gedicht für sich.

Die Alte Donau war damals noch ein Gewässer, in dem es sich ganz vortrefflich baden ließ. Keine Spur von Überdüngung oder übermäßigem Algenwachstum. Außerdem waren wir damals anscheinend nicht so empfindlich, wenn uns hin und wieder einmal eine Schlingpflanze den Bauch kitzelte. Und das Wellenbad im Gänsehäufel war überhaupt „die“ Badeattraktion jener Tage.

Der größte Nervenkitzel und die größte Mutprobe für die Kaisermühlner Jugend war aber der Sprung von der Gänsehäufelbrücke. Eine Kerze oder ein „Schuster-

fleck“ zählten nicht – das waren Kindereien. Es musste schon ein ausgewachsener Köpfler sein, damit man Anerkennung im Freundeskreis erringen konnte!

Ich kann mich noch an meinen ersten Kopfsprung genau erinnern: Beband und ängstlich überkletterte man das Geländer. Auf der anderen Seite der Brücke passten inzwischen die Freunde auf, ob da nicht ein Boot gefahren käme. Dann das Kommando: „Es geht!“. Noch einmal allen Mut zusammennehmen – abstoßen – und dann war es gelungen. Man war im Kreis der Auserwählten aufgenommen.

Natürlich waren diese Geländersprünge polizeilich verboten und einmal passierte auch ein schrecklicher Unfall. Ein Freund von uns, sein Name war Müller, sprang direkt auf ein unter der Brücke durchfahrendes Boot. Er blieb nach diesem Unfall leider querschnittgelähmt.

Natürlich waren diese Sprünge der Kaisermühlner Polizei ein Dorn im Auge. Doch was sollten sie machen. Kaum zeigte sich ein Ordnungshüter um den Unfug abzustellen, waren alle Buben im Wasser und er hatte das Nachschauen. Wohl kannte er seine Schäfchen, doch wurde meist ein Auge zugeedrückt und die „Missetäter“ kamen immer ohne Strafe davon.

Die Donauwiese, ein Fußball-Eldorado

Was war das doch für ein Abenteuergebiet, die alte Donauwiese, das Überschwemmungsgebiet. Übersät von Bombentrichtern, die entweder herrliche Sandgruben zum Spielen hergaben, andererseits auch lauschtige Verstecke für Liebespärchen waren, die sich hier ihrer Leidenschaft im Schutze der Dunkelheit unbekümmert hingeben konnten.

Für uns Buben war die Donauwiese vor allem ein riesiger Fußballplatz. Ich kann mich noch erinnern: wenn die Ferien da waren und man schulfrei hatte, dann war der erste Weg zum Damm. Dort hatte man die beste Aussicht. Einmal sehen, wo läuft da ein interessantes Kickerl. Und dann schaute man, ob nicht irgendwo ein Spieler fehlte, denn dann war es ein Leichtes bei der Partie einzuspringen. Irgend eine Möglichkeit gab es immer wieder.

Ich war zu jener Zeit (und bis heute, allerdings mit Abstrichen) ein fanatischer Anhänger des SK Rapid. Und das kam so: Mein Onkel, selbst ein aktiver Fußballer (in den 30-er Jahren sogar in der Wiener Auswahl – Wunderteamzeit!), nahm mich eines Tages zu einem Match ins Stadion mit. Ich hatte zu jener Zeit – ich war vielleicht neun oder zehn Jahre alt – keine Ahnung von den verschiedenen Mannschaften.

Aber da gab es einen Spieler, und zwar den Tormann einer Mannschaft, der mich ob seiner tollen Paraden faszinierte. Ich fragte meinen Onkel: „Wer ist das?“. „Ja weißt du denn das nicht, das ist der Tiger, der Walter Zeman von Rapid“. Ab dieser Stunde wurde ich Rapidanhänger und der „Tiger“, Walter Zeman, mein Vorbild.

Die Lobau: „Große und kleine Dschungeln“

Die Lobau: Eine Wildnis am Rande der Großstadt, die – endlich, nach langem Würgen – als Nationalpark Donauauen unter Naturschutz gestellt wurde. Zu unserer Zeit war die Lobau der Abenteuer- oder wie man heute sagen würde, der Robinsion-Spielplatz schlechthin.

Für uns waren sie die „Großen Dschungeln“. Es gab auch die „Kleinen Dschungeln“ – wie wir sie nannten. Ein riesiger Bombenkrater am Donaustrom in der Höhe von Kaisermühlen. Man wollte dort wohl die damals dort ankernden Schleppkähne treffen.

Dieser riesige Bombentrichter mit einem Durchmesser von annähernd 100 Metern, war teilweise schon wieder bewachsen (vor allem mit Weiden- und Pappelbüschen) und nach jeder Überschwemmung setzte sich allerfeinster Wella sand ab, der einen idealen Spielplatz abgab. Doch nun zurück, zu unseren Lobauabenteuern!

Auf zur Hirscheninsel

Die „Großen Dschungeln“ – die Lobau – begannen für uns beim Einfluss, einem Verbindungsarm der Stürzellacke, die leider dem Entlastungsgerinne weichen musste, zum Strom. Weiter stromabwärts begann dann die richtige Lobau, unter anderem befand sich dort die legendäre Hirscheninsel, das Zentrum der Freikörperkultur, ebenfalls ein Opfer der Regulierungsarbeiten der 70er-Jahre.

Dieses Gelände der „Nacktbader“ übte natürlich auf uns pubertierenden Buben eine magische Anziehungskraft aus. Damals konnte man im großen Strom noch baden. Die Wasserverschmutzung war noch nicht so arg. Aber bitterkalt war der Donaustrom auch im Hochsommer. Doch das konnte uns nicht abschrecken. Das Ziel war eben nur allzu verlockend.

Also nichts wie rein in die Donau und sich abtreiben lassen. Vorbei an der Ostbahnbrücke und dann mit klammen Gliedern raus aus dem Wasser und schauen, was die Nackerten machten.

Indianermäßiges Anschleichen durch das Gebüsch, nur ja nicht gesehen werden, kein Zweig durfte knacken. Und dann war es soweit: ein kurzer Blick auf nackte, weibliche Körper – leider meist nur „übertragene“ Modelle. Aber immerhin, man war ja damals noch nicht durch den Playboy verwöhnt. Für Aufregung sorgte es noch allemal, vor allem in der Badehose. Dann wurde man unvorsichtiger und schon war es geschehen – man war entdeckt.

Jetzt gab es nur mehr eines: Reisaus nehmen, und das aber schleunigst, denn die Freikörperanhänger kannten Spießern gegenüber keinen Pardon. Als Abschluss dieses „erotischen“ Abenteuers blieb nur mehr ein ca. acht Kilometer langer Dauerlauf, entlang des Hochwasserschutzdammes zurück nach Kaisermühlen.

Richtig gelohnt hatte es eigentlich nicht. Aber man konnte den Freunden doch eine tolle Story erzählen, die ihnen den Mund so richtig wässerig machte.

Kugelscheiben – ein beliebter Zeitvertreib der Jugend

Kugelscheiben – wer kann schon heute mit diesem Begriff etwas anfangen. Zu unsrer Zeit brach das „Kugelscheibfieber“ regelmäßig im Frühjahr aus. Kaum wärmten die ersten Sonnenstrahlen des nahenden Frühlings die Natur, tauchten sie schon auf, die Kugelscheiber.

Normalerweise wurde mit bunten Tonkugeln gespielt. Die erhielt man zum Beispiel im Geschäft der Familie Miszlewetz, einem Papier- und Schreibwarengeschäft in der Schüttaustraße, wo sich bis vor Kurzem die neue Buchhandlung befand oder man bediente sich im Kaufhaus Bastel am Schüttauplatz, das einfach alle möglichen Artikel die man sich nur vorstellen konnte feilbot.

Es wurde aber auch mit Glasmurmeln und Stahlkugeln gespielt. Diese Partien waren aber in unseren Augen fast schon „Hasardspiele“, die nur ganz selten und unter allergrößter Anspannung aller Teilnehmer stattfanden. Glas- oder Stahlkugeln waren zu jener Zeit der Stolz jedes Kugelscheibers und es bedurfte schon einer großen Überwindung und Verwegenheit, um mit diesen „Kostbarkeiten“ eine Partie auszuspielen.

Das Spiel spielte sich folgendermaßen ab: Zuallererst wurde eine kleine Grube (nicht größer als 5 cm) gegraben. Dann begaben sich die Spieler hinter eine mit den Absatz gezogene Linie. Nun warf ein jeder seine Kugeln. Der Mitspieler, der am nächstem dem Loch war, durfte damit beginnen, die Murmeln darin zu versenken. Machte er einen Fehler, so kam der nächste Spieler an die Reihe, und so weiter.. Wer schließlich die letzte Kugel versenkte, der konnte den Gewinn, in Form der gesamten Kugeln die von den Spielern geworfen wurden, einstreichen.

Eigentlich ein recht simples, einfaches Spiel, welches aber mit großer Leidenschaft betrieben wurde. Wenn man aller Kugeln beraubt war, die man in einem abgebundenen Strumpf mit sich führte, dann war man „Muh!“ – wie man so schön sagte.

Drachensteigen: Der Herbstsport

Was im Frühjahr das Kugelscheiben war, das war im Herbst das Drachensteigen. Doch dieses Drachensteigen unterschied sich in einem entscheidenden Punkt von dem gleichnamigen Zeitvertreib unserer Tage.

Einen Drachen zum Kaufen, wie es heute die Regel ist, gab es kaum. Damals wurden diese Fluggeräte noch selbstgebastelt. Alles was man dazu brauchte bekam man im Papiergeschäft. Rundhölzer als Gerüst, farbiges Spinnwebpapier zum

Bespannen, etwas Leim zum Zusammenfügen und eine möglichst lange und feste Drachenschnur.

Das wichtigste beim Drachenbau, ob es sich nun um einen drei-, viereckigen oder einen sechseckigen Drachen handelte, war die Konstruktion der „Waage“. Mit ihr ergab sich der richtige Anstellwinkel des Drachens zum Wind. Sie bestimmte ob der Drachen wirklich flugfähig oder nur eine lahme Ente war. Am Schwanz wurden Grasbüschel zur Stabilisation der Fluglage mit kunstvollen Knoten verknüpft.

Hatte man all diese Konstruktionsmerkmale beachtet, stand den Vergnügen kein nennenswertes Hindernis mehr im Weg. Man konnte auch „Briefchen“, in Form von kleinen Papierblättern die auf die Drachenschnur aufgesteckt wurden, zu seinem Drachen senden. Oder man betrieb sogenannte „Drachenkämpfe“, bei denen man versuchte die Schnur des Konkurrenten mit geschickten Manövern zu kappen. Voraussetzung war natürlich, es herrschten entsprechende Windverhältnisse. Aber die waren zu dieser Jahreszeit auf der Donauwiese fast immer gegeben.

Kaisermühlen anfangs der Fünfzigerjahre

Was spielte sich eigentlich, um von den persönlicheren Themen wieder zu Chronik unseres Bezirkeils zurückzukommen, in Kaisermühlen dieser Jahre ab? Eigentlich nichts weltbewegendes. Allmählich normalisierte sich die Lage und man konnte in den Geschäften, so man das nötige Geld dazu hatte, auch wieder andere Sachen, als die auf der Lebensmittelkarte aufgerufenen Dinge kaufen.

Ganz beliebt waren damals die „USIA-Läden“, die von der russischen Besatzungsmacht eingerichtet wurden. Sie hatten keine steuerliche Abgaben an den österreichischen Fiskus zu leisten (aller Reingewinn kam den Sowjets zugute), und konnten daher ihre Waren besonders preisgünstig feilbieten. Auch in Kaisermühlen gab es einen USIA-Laden. Und zwar in dem Lokal, wo sich heute der Trödlerladen am Schüttauplatz befindet. Auch die „Chance“, eine Geschäftskette, die mit gebrauchten Artikeln handelte, ähnlich wie das Dorotheum, war eine beliebte Einkaufsquelle. Meine ersten Skischuhe stammten beispielsweise aus der „Chance“.

Innenpolitisch tat sich doch einiges. Es gab eine vierte Partei bei den Nationalratswahlen im Jahr 1949. Die „VdU“, die Vorgängerin der FPÖ, ein Sammelsurium ehemaliger NSDAP-Mitglieder, aber auch mit liberalen Gedankengut, konnte auf Anhieb 16 Nationalratsmandate erringen.

Das Putschjahr 1950

Auch die Kommunisten, die mit 5% Stimmenanteil seit der ersten Nationalratswahl 1945 eher eine Splittergruppe waren, machten, mit Unterstützung der sowjetischen Besatzungsmacht, von sich reden. Im Jahr 1950, im Herbst, gab es den

vergeblichen Putsch (bis heute streiten sich die Historiker ob er wirklich einer war) der Kommunisten.

Straßenbahngleise wurden mit Bauschutt zugeschüttet und die Remisen gestürmt, um den öffentlichen Verkehr lahmzulegen. Betriebe wurden besetzt und zum Streik gezwungen – kurz, man versuchte durch radikale Maßnahmen die Regierung unter Druck zu setzen. Im Rücken hatte man den gewaltigen Druck der russischen Besatzungsmacht. Zumindest in Ostösterreich.

Doch die Österreicher machten da nicht mit. Nur allzu bedrohlich standen die Geschehnisse in den Nachbarländern Ungarn und der Tschechoslowakei als warnendes Beispiel am Horizont. Hatten doch dort die Kommunisten unter Rakozci und Gottwald die Staatsgewalt an sich gerissen.

Aber diese sogenannten „Volksdemokratien“ waren für die österreichische Bevölkerung kein erstrebenswertes Beispiel. Man wollte seinen eigenen Weg gehen. Und der hieß: ein unabhängiges, freies und demokratisches Österreich. Doch davor stand noch der lange Weg zum Staatsvertrag.

Das russische Informationszentrum in Stadlau

In der Besatzungszeit wollte natürlich jede der vier Besatzungsmächte für sich Propaganda machen. War es in der amerikanischen Zone das „Amerikahaus“, wo man US-Literatur und amerikanische Lebensanschauung konsumieren konnte, so gab es in der russischen Besatzungszone die sogenannten „Russischen Informationszentren“.

Unser Bezirk, die Donaustadt, war in der russischen Zone, und das „Russische Informationszentrum“ befand sich in der Stadlauerstraße, ziemlich genau zwischen dem Bahnhof und dem Genochplatz.

Nun war für uns Österreicher die sowjetische Besatzungsmacht wirklich nicht eine Institution, der man mit freundlichen Gefühlen gegenüberstand. Zuviel hatte die Bevölkerung unter den willkürlichen Übergriffen dieser Besatzungsmacht schon gelitten.

Und doch – das Informationszentrum übte auf uns Buben einen besonderen Reiz aus. Einmal in der Woche, am Mittwoch, war Jugendtag. Dieser Tag begann mit einer ausgiebigen Jause mit Kakao, Kuchen und Süßigkeiten. Auch eine opulente Weihnachtsfeier mit sowjetischen Offizieren, die überaus freundlich und kinderliebend waren, war ein Anziehungspunkt.

Der absolute Hammer aber war, dass bei jeder Zusammenkunft ein „jugendverbotener“ Film gespielt wurde. Das lockte die Jugend, wie die Fliegen auf das berühmte Klebeband. Dabei muss man sich vorstellen, dass diese „jugendverbotenen“ Filme harmloser waren, als heutzutage der „Bulle von Tölz“. Gut, erst einmal musste man einen russischen Propagandafilm über sich ergehen lassen, bevor der

Hauptfilm lief. Aber trotzdem, für uns Kaisermühlner Kinder war es doch Anreiz genug, um sich dieses Erlebnis eines „verbotenen Streifens“ zu geben.

Teilweise mit Autostop, oder auch mit der Tramway – wo ich bevorzugt war, weil ich als „Straßenbahnersohn“ eine Legimitation zur Freifahrt hatte – pilgerte halb Kaisermühlen zu diesen Filmen nach Stadlau.

Die Hauptschulzeit

Ab 1952 besuchte ich die Hauptschule in der Schüttaustraße 42, und zwar in der „1. A“. Mein Klassenvorstand war ein gewisser Edmund Josef Bendel. Seine Unterrichtsgegenstände waren Deutsch, Geschichte und Geographie. Dieser Lehrer war ungewöhnlich. Ein hervorragender Pädagoge und nebenbei auch noch ein Schriftsteller.

Eigentlich lernte ich diesen Lehrer schon ein Jahr bevor er mein Klassenvorstand wurde kennen. Und das kam so: Josef Edmund Bendel war ein Bewunderer des Observatoriums auf dem Sonnblick – damals die höchstgelegene Wetterstation Europas. Diese Wetterwarte war in den Nachkriegsjahren finanziell und wirtschaftlich etwas ins Schleudern gekommen. Es war allerhöchste Zeit, dass für diese einmalige Institution Hilfe geboten wurde. Bendel brachte durch einen grandiosen Lichtbildervortrag, der in fast allen Schulen Österreichs gebracht wurde und eine damit verbundene Spendenaktion, die Mittel auf, dass diese Wetterstation überleben konnte.

Dazu schrieb er auch noch ein Buch: „Der Sonnblick ruft“. Dieses schriftstellerische Werk wurde in jenen Jahren, anfangs der 50er-Jahre, zu einem absoluten Bestseller der damaligen Jugendliteratur.

Nebenbei kann ich heute sagen, wenn ich – ich glaube es fast nicht – eine gewisse, unbedeutende schriftstellerische Ader besitze, dann ist es bestimmt der Einfluss meines ersten Mentors, Josef Edmund Bendels, der bei meinem ersten Aufsatz, einer Geschichte über ein schönes Erlebnis (ich schrieb damals übrigens eine Story übers Ostereiersuchen im eigenem Garten), mir fast dichterische Fähigkeiten bescheinigte. Ob zu Recht, das kann nur meine Leserschaft beurteilen.

Heinz Szolarz – ein Traumlehrer

Leider verabschiedete sich unser Lehrer der ersten Stunde, Josef Bendel, nach dem ersten Jahr von uns. Er trat eine Lehrstelle am Semmering an.

Doch sein Nachfolger erwies sich ebenfalls als Haupttreffer. Jung, dynamisch, weltaufgeschlossen – Heinz Szolarz war ein Lehrer, wie wir ihn uns als Schüler nicht besser vorstellen konnten – er war ein Idol.

Unvergleichlich seine Geographie- und Geschichtsstunden. Er konnte so fesselnd vortragen, dass diese Stunden zu unvergesslichen Erlebnissen wurden. Nebenbei war er auch ein richtiger Vertreter der „schöngestigen“ deutschen Sprache.

Bei ihm kam es nicht so sehr auf die Orthographie an, vielmehr war das ausdrucksvolle, geschriebene und gesprochene Wort, das Maß für die Beurteilung. Ich war – und das ist keine Lüge – der „König der Aufsätze und des Gedichtaufsagens“. Mein Lieblingsgedicht?. „Die Brücke am Tay“, von Theodor Fontane: „Wann treffen wir Drei wieder zusamm’, zur siebenten Stunde am Brückendam –, ... Tand – Tand, ist das Gebilde aus Menschenhand!“.

Turnen heißt Fußballspielen

Auch als Turnlehrer war er großartig. Er war ein begeisterter Fußballer und konnte es sich im Lehrplan immer einrichten, dass er die Turnstunde stets zum Schluss hatte. Und dann ging es in der schönen Jahreszeit immer auf die Donauwiese zu einem Match.

Wie ich schon erwähnte, war mein fußballerisches Vorbild der Tormann von Rapid, der „Tiger“ Walter Zeman. Ich spielte immer, oder fast immer, im Tor. Meine Mutter strickte mir einen grasgrünen Pullover, dazu eine Sportmütze – so sah ich fast wie Walter Zeman aus.

Auch in den Klassenmatches bekleidete ich den Posten des Goalkeepers. Ich hatte eine harten Konkurrenten, Josef Merth, der beim Wiener Sportklub spielte. Doch wenn ich so zurückdenke, glaube ich, dass ich öfters in unserer Klassenmannschaft das Tor hütete, als mein Konkurrent.

An eine Begebenheit kann ich mich noch gut erinnern. Unser Lehrer spielte natürlich immer mit. Je eine Halbzeit bei einer der Mannschaften. Eines Tages schoss er mir drei Bummerln, aus nächster Nähe, Volley. Nach dem dritten Tor konnte ich mich nicht mehr halten. Mein Ausspruch: „Von drei Metern kann ein jeder Trottel anrauchen und ein Tor schießen, überhaupt wenn er größer und stärker ist“.

Die Folge war eine schallende Ohrfeige seitens meines Lehrers, immerhin hatte ich es doch gewagt, ihn einen Trottel zu nennen. Ob sie wirklich verdient war, sei dahingestellt, da brach eben mein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn mit mir durch. An meinem herzlichen Verhältnis zum Super-Lehrer, Heinz Szolarz, hat das aber absolut nichts geändert.

Noch einmal Fußball: Handwerker entzaubert Fußballkünstler

Um es gleich vorwegzunehmen, ich war nie ein brillanter Kicker. Ich hatte das Talent zu einem guten Tormann. Sprungkräftig, reaktionsschnell und vor allem unerschrocken. Durch diese Eigenschaften konnte ich mir einen Stammplatz in unserer Klassenmannschaft sichern. Doch mein höchster Wunsch war es, einmal in unserer Klassenauswahl auch auf dem Feld zu spielen.

Ich weiß nicht mehr genau wie es kam. Aber eines Tages im letztem Schuljahr, wurde ich nicht für den Posten des Torhüters ausgewählt, sondern ich durfte in der Verteidigung mitspielen. Meine Aufgabe die mir zugewiesen wurde, war es, unseren besten Spieler, den Uwira Peter (ein „Zangler der ersten Güte“ aus dem „Zigeunerbau“, der damals in der Schülermannschaft der Wiener Austria spielte – und das hieß einiges!) kaltzustellen –sozusagen, zu killen.

Fußballerisch gesehen war ich ein Zwerg gegenüber meinem Gegenspieler, der mir in puncto Trickreichtum und Ballbehandlung turmhoch überlegen war. Aber in puncto Schnelligkeit konnte mir in der ganzen Auswahl kaum ein Mitspieler auch nur annähernd das Wasser reichen. Ich war ein läuferisches Talent.

Und so kam es, wie es so oft im Fußballsport ist: die Athletik, der Wadlbeisser, siegte über die Technik – Peter Uwira war einfach abgemeldet. Ab diesem Zeitpunkt war ich der Abwehrchef unserer Mannschaft, an dem kaum ein Stürmer vorbeikam. Und so kam ich spät, aber doch (von „Teamchef“ Uwira extra in die Mannschaft reklamiert), auch als Feldspieler in unsere Klassenauswahl und zwar im allerletzten Spiel. Sozusagen eine späte Ehre!

Das neue Kino

Im Jahr 1952 übersiedelte das Kaisermühlner Kino in ein neues Haus in die Schiffmühlenstraße, und zwar in jenes Gebäude, in dem sich später das Fotoatelier Bilderland befand.

Diese neue Kino spielte für die damalige Zeit wirklich alle „Stückerln“. Ein großzügig angelegter Vor- bzw. Kassenraum mit Buffet (geführt von der Frau Hovadt) und dazu ein Zuschauerraum, der sowohl von der Größe, als auch von der Ausstattung her, den Vergleich mit so manchem renommierten Stadtkino nicht zu scheuen brauchte.

Der Geschäftsführer war Günter Opawsky, ein langjähriges Mitglied der Kaisermühlner Naturfreunde, der erst kürzlich das 40-jährige Jubiläum feiern konnte. Eines war in der ersten Nachkriegszeit für die Kinos der russischen Besatzungszone obligat: einmal im Monat musste ein russischer Film gezeigt werden. Natürlich meist ein reiner Propagandafilm.

Viele Besucher waren an diesen Abenden ja nicht im Kino. Nur die wenigen „eingefleischten, tiefroten Genossen“ zollten den sowjetischen Streifen Beifall. Doch wie uns Günter Opawsky später immer wieder versicherte, waren gerade diese Filme die sicherste Einnahmequelle.

Der Grund? Nur, um den Genossen in Moskau eine Erfolgsmeldung berichten zu können, wurden diese Vorstellungen von den Sowjets immer total aufgekauft. Ziemlich egal wieviele – oder wie wenige – Zuschauer sich auch im Saal befanden, für die Gottübersten in Moskau war es, zumindest auf dem Papier, auf jedem Fall ein voller Erfolg.

Kinder- und Zeichentrickfilme sind die absoluten Renner

In den 50er-Jahren, wo es noch kein Fernsehen gab, waren Zeichentrickfilme eine rare Bereicherung für die Jugend. Vor allem die großartigen Frühwerke Walt Disney's, wie „Schneewittchen“, „Bambi“ und „Cinderella“ eroberten die Herzen der Jugend und bürgten für volle Kassen in den Kinos. Auch sogenannte „Zeichentrickparaden“, eine bunte Folge von Micky-Maus, Donald-Duck, Tom & Jerry, Popey und Woodie-Woodpecker-Filmen, meist an Sonntagnachmittagen, erfreuten sich bei uns Kindern größter Beliebtheit und waren immer ausverkauft.

Aber auch in puncto Naturfilmen waren die Disney-Studios zu jener Zeit führend. Ich erinnere mich noch genau an den fantastischen Naturfilm „Die Wüste lebt“, für den sogar eine Sondermatinee, zu der alle Klassen unserer Schule ins Kino pilgerten, veranstaltet wurde.

Mit Fug und Recht kann man behaupten, dass dieser Film richtungsweisend für spätere Naturserien, bis hin zu der beliebten Fernsehserie „Universum“, als Vorbild diente.

Der legendäre Billeteur Schimmek

Der Billeteur, oder Einlasser, wie wir sagten, hieß Schimmek. Ein älterer, gepflegter, graumeliertes Herr, der nicht nur über die Gültigkeit der Eintrittskarten wachen musste, sondern der auch dafür verantwortlich war, dass das damals noch sehr streng gehandhabte „Jugendverbot“ eingehalten wurde.

Der „Grauschimmel“, wie wir Jugendlichen ihn ob seiner Haarfarbe nannten, war zwar eine Respektsperson, doch es gab bei ihm immer ein Hintertürl, um als Jugendlicher doch noch ins verbotene Kinoparadies zu kommen. Allerdings, erst nachdem die Wochenschau und die Reklame vorbei waren und der Vorspann zum Hauptfilm lief. Dann war es nämlich sehr unwahrscheinlich, dass Kriminalbeamte (Jawohl, so streng ging es damals zu!) das Kino noch kontrollieren würden.

Eine seiner Pflichten als Billeteur war es auch, während der Vorstellung mit der Perolinspritze die Luft im Vorführraum zu verbessern. Diesen Duft kann ich bis

heute nicht vergessen – wobei ich aber eher einen eingeschränkten Geruchssinn besitze – doch Perolinduft heißt bei mir bis heute: Schimmek, bzw. Kaisermühlner-Kino.

Übrigens gab es damals auch einen kleinen „Kinokarten-Skandal“. Und das kam so: Gegenüber des Ausgangs befand sich damals gerade die Baustelle des letzten Teils (von den Hochhäusern einmal abgesehen) des Marshall-Hofs und zwar des „Roten Baues“. Nun hatte unser lieber Herr Schimmek die Gewohnheit, den Papierkorb mit den Abrissen der Kinokarten genau dort zu entleeren.

Das blieb uns Kindern natürlich nicht lange verborgen. Die alte Kinokarte aufzuheben und den dazupassenden Abriss mit Seidenpapier anzukleben war kein allzugroßes Kunststück.

Und der Trick ging eine Zeitlang auch wirklich hinein. Bis die Kinobesitzer, an Hand der wirklich verkauften Karten, natürlich daraufkamen, dass da ja viel zu viele Besucher im Kino waren. Nach ein paar Wochen kam man natürlich diesem „genialen“ Trick auf die Schliche und damit war es auch aus mit einem Gratiskinobesuch.

Die alte Stürzellacke

Kaum ein Gebiet in Wien konnte, damals wie wohl auch heute, mit einem so großartigen Freizeitangebot aufwarten, wie Kaisermühlen. Die Donauwiese lud zum Fußball-, Indianerspielen und Drachensteigen förmlich ein und der Kaisermühlnerdamm war, wenn genug Schnee lag, im Winter eine ideale Rodelbahn. Doch das war alles nichts gegen die Stürzellacke, zu der wir Kinder eigentlich immer „Mühlbacherl“ sagten.

Das Gebiet rund um die Stürzellacke (benannt nach einem Gasthaus der Jahrhundertwende), war fast so wie man heute Abenteuerspielplätze bauen würde: eine kleine, romantische Wildnis. Eine verschlungene Wasserfläche, wo Reiher und Kormorane, genauso wie Bisamratten und Ringelnattern, Feldhasen und Rebhühner ihr Zuhause fanden.

Die Ufer teilweise mit Schilf bewachsen, Sand- und Schotterbänke und dazu ein fast undurchdringliches Dickicht aus Weiden- und Pappelbüschen und Bäumen. Dazwischen Wellsand, Binsengras und Brennesselfelder – eine wilde Aulandschaft, die von den jährlichen, regelmäßigen Überschwemmungen lebte und die sich daher auch immer wieder veränderte.

Der „Einfluss“

Die Verbindung zur „Großen Donau“ hieß bei uns nur der „Einfluss“. Er befand sich oberhalb der Ostbahnbrücke, ziemlich genau dort, wo sich heute die Praterbrücke und die dazugehörige Südosttagente befindet. Dieses Stück war das wildromantischste der ganzen Stürzellacke. Ein Gebiet, wie geschaffen für uns Buben.

Der Weg dahin war, entlang der Großen Donau, etwas lang und beschwerlich (ca. eine Stunde Gehzeit), doch wenn im Sommer die Wassertemperatur der Donau anstieg, dann ließen wir uns einfach den Donaustrom hinunter-treiben.

Baden, „Räuber und Schanti“ spielen, und gigantische, erbitterte Schlammrutschen waren unser Zeitvertreib. Das absolut Größte aber waren die Schlammrutschen, die wir entlang der steilen Abhänge bauten. Herrlich, wie man hier ins Wasser rutschen konnte. Nur die Mütter waren mit diesem Vergnügen weniger einverstanden, denn nur allzuoft ging dabei eine Badehose in Brüche. Aber das konnte dem Spaß keinen Abbruch tun.

Die Alte Donau und das Gänsehäufel

Was heute die „Rinne“ für die badebegeisterten Wiener bedeutet, dass war zu unseren Zeiten die Alte Donau. An schönen Sommerwochenenden waren die Tramways die nach Kaisermühlen führten, zuerst der legendäre „C-Wagen“ und später die Linien „B und Bk“, fast beängstigend überfüllt. Die Menschen hingen wie Trauben an den Trittbrettern und teilweise sogar auf den Puffern. Man hatte den Eindruck, ganz Wien käme nach Kaisermühlen zum Baden.

Die „Blaue Fahne“ am Gänsehäufel bedeutete dass das Bad ausverkauft war. Immerhin waren dann an die 33.000 Besucher in diesem größtem Bad Wiens. Es war aber auch ein herrlich, schönes Strandbad mit ungezählten, einzigartigen Möglichkeiten der Freizeitgestaltung.

Die „Attraktion Nr. 1“ war das Wellenbad. An den Wochenenden wurde jede Viertelstunde die Apparatur, welche die Wellen erzeugte, in Bewegung gesetzt. Ein Sirenton kündigte das Spektakel an. Unglaublich welche Mengen von Menschen sich dann in das Bassin stürzten. Man glaubte fast das ganze Gänsehäufel sei hier, in diesem einen Becken versammelt. Ein beiindruckender Anblick waren die dichtgedrängten Köpfe, die sich im Rhythmus der Wellen hoben und senkten.

Aber auch sonst bot das Gänsehäufel, vor allem für die damalige Zeit, Action pur. Vor allem der Fußballplatz hinter den Kabinentrakten war im Sommer „der“ Treffpunkt des Kaisermühlner Fußballnachwuchses. Dazu gab es noch die Tennisplätze, die aber damals doch mehr vom „zahlungskräftigeren“ Publikum frequentiert wurden. Für uns „Normalverbraucher“ war das Tennisspielen zu jener Zeit doch ein Luxus, den man sich nicht leisten konnte.

Die ausgedehnten Tischtennisanlagen waren schon eher unser Revier. Daneben gab es auf der „Uranaiinsel“, am Südstrand, das berühmte Kasperltheater unter der Leitung der „Urania-Puppenspiele“ durch den Lehrer Kraus.

Ein Erlebnis wird mir immer mit dem Gänsehäufel verbunden bleiben, nämlich die erste Begegnung mit einem typischen amerikanischen Produkt – dem Popcorn. Der Inhaber dieser kleinen Bude unter dem großem Uhrturm wird sich wohl sicher nicht einmal im Traum gedacht haben, welches Riesengeschäft mit Popcorn, Peanuts und Chips einmal zu machen wäre. Wir Kinder jedenfalls, fuhren darauf genauso riesig ab, wie heute die Jugend auf McDonalds. Es hat sich also nicht allzuviel geändert.

Die Alte Donau hatte vieles zu bieten

Auch sonst hatte die Alte Donau viel zu bieten. Unter anderem auch die vielen Restaurants und Gaststätten, die rund um dieses Erholungsgebiet entstanden.

Zum Beispiel das für seine Fischspezialitäten bekannte „Restaurant Fischer“, das eine Tradition bis in die 80er-Jahre des vorigen Jahrhunderts vorweisen konnte, und vom legendärem Bürgermeister Dr. Karl Lueger regelmäßig besucht wurde.

Leider wurde dieses Lokal nach dem Krieg ziemlich abgewirtschaftet und ist heute nur mehr ein Schatten von einst. Doch scheint es so, dass unter neuen Pächtern wieder der Anschluss gefunden wurde.

Aber es entstanden dafür andere Lokale, wie das „Schinakl“ der Familie Autzinger oder der „Maurer“ beim Kaiserwasser, die eine ausgezeichnete Küche und Gastlichkeit vorweisen können, die nicht nur bei den Kaisermühlnern allein Anerkennung gefunden hat.

Die Bootsvermietungen

Auch die Bootsvermietungen und die diversen Ruderklubs prägten das Bild an der Alten Donau. Allen voran der wohl berühmteste Ruderklub, „Der Pirat“, am unteren Ende des Dampfschiffhafens. Aber auch die „Argonauten“ und die „LIA“ brachten immer wieder Ruderer heraus, die es zu Welt-meisterschafts- oder Olympiamedaillen brachten.

Das Segeln hat ebenfalls Tradition auf der Alten Donau. Besonders bemüht um diesen Sport war die Bootsvermietung Schneider bei der Wagramerbrücke. Dazu wieder eine Episode aus meiner Kinderzeit.

Ein beliebter Ferienjob war zu jenen Zeiten die Arbeit eines Bootsburschen. Im Besonderen bestand diese Arbeit vor allem im Herrichten der Boote (sprich Putzen, Wasserausschöpfen und Auftakeln der Segelboote). Dazu kam natürlich noch das Service, dass man den Bootsmietern bot, und das vom Rudertragen bis zum Abstoßen der geliehenen Boote reichte.

Dafür bekam man meistens auch ein Trinkgeld. Das machte diesen Job so attraktiv und es war gar nicht leicht ihn ohne Beziehungen, bzw. entsprechender Empfehlung, zu bekommen. Als Draufgabe konnte man dafür an stilleren Tagen auch einmal mit einer Segeljolle ausfahren. Allein das rechtfertigte schon diese Arbeit, denn das Segeln gehörte damals zu den Sportarten, die sich nur finanziell bessergestellte Menschen leisten konnten.

Ein „echter“ Kaisermühlner geht nicht unter

Schwimmen zu können, gehörte zu einem Kaisermühlner Kind fast so selbstverständlich dazu, wie bei einem Vogel das Fliegen. Ich erlernte das Schwimmen mit sechs Jahren. Und das kam so.

Zu jener Zeit, man schrieb das Jahr 1948, war das Gänsehäufel gerade im Neuaufbau nach dem Krieg. Zahlreiche Bomben- und Granattreffer – die Alliierten vermuteten damals auf diesem Gebiet eine Marineversuchsstation – und die anschließende Benützung durch die Russen, hatten das alte Strandbad ziemlich verwüstet. Man entschloss sich zu einem Neubau.

Neben der Gänsehäufelbrücke, gegenüber dem Naturfreundestrand, wurde im Zug dieser Bauarbeiten auch das STAW-Bad mit dem großen Bootshaus und dem dazugehörigen Floß errichtet. Der Großvater eines Jugendfreunds von mir, der Herr Fenz, arbeitete dabei mit und ermöglichte uns Kindern die Benützung dieses Flosses noch vor der offiziellen Eröffnung des Bades.

Das war für uns Buben natürlich ein gefundenes Fressen. Die Jugend des Alten Neubaus, wo ich auch wohnte, war in diesem Sommer Stammgast im STAW-Bad. Das Floß hatte es uns angetan. Es war auch beeindruckend mit einer Länge von gut 20 Metern. Man konnte die herrlichsten Köpfler, mit Anlauf, springen oder eine tolle Fangerlpartie veranstalten. Der Spaß kannte kaum Grenzen.

Von der Mutter hatte ich damals natürlich striktes Badeverbot, da ich – nach ihrem Wissensstand – noch nicht schwimmen konnte. Doch das sollte sich bald ändern. Natürlich waren Vorsichtsmaßnahmen der misstrauischen Mutter gegenüber zu treffen. Vor allem die Badehose, eine selbstgeschneiderte Cloth-Hose, durfte bei diesem Abenteuer natürlich nie nass werden. Die Lösung: man badete einfach im Adamskostüm. Die Hose war trocken und die Mutter beruhigt.

Inzwischen hatte man sich aber die Kunst des Schwimmens selbst beigebracht. Vom Floß zum Strand waren es nur wenige Meter. Das ließ sich auch mit der Vorstufe des Schwimmens, dem „Hundskrabbeln“, bewältigen.

Und wenn man einmal eine Strecke zurückgelegt hatte, dann wuchs natürlich der Appetit. Zuerst das Floß in sicherer Entfernung umkreisen, und dann, als man die Kunst des Schwimmens schon einigermaßen perfektioniert hatte, waren natürlich schon größere Strecken an der Reihe. Das Ziel hatte man erreicht, wenn

man vom Floß zu den Begrenzungsbojen, oder gar über die ganze Breite der Alten Donau, nach Kaisermühlen zurückschwimmen konnte.

Noch ein Nachwort zum „Schwimmenlernen“: Als ich in die Schule kam, schenken meine Eltern mir einen Schwimmreifen, nichtahnend dass ich des Schwimmens eigentlich schon kundig war. Meine ältere Schwester, mit der ich meistens an der „Rampe“ baden ging (ein Strandabschnitt der deswegen so bezeichnet wurde, da die Werksfeuerwehr der Firma Edlinger dort auf einer Abfahrtsrampe ihre Feuerwehrwagen wusch und betankte), bekam fast einen Schlaganfall, als sie mich zum ersten Mal ohne Schwimmreifen im Wasser sah. Den Schwimmreifen schenkte ich dann meinem jüngeren Cousin Gerhard.

Der Staatsvertrag

Das wichtigste Datum der jüngeren Geschichte Österreichs: 15. Mai 1955 – Abschluss des Staatsvertrags. „Österreich ist frei!“, stolz verkündete diese Worte der damalige Außenminister unserer Republik, Leopold Figl, der wartenden Menge vom Balkon des Schlosses Belvedere. Und als Beweis schwenkte er dazu das historische Vertragswerk, dass eben von den vier Außenministern der alliierten Besatzungsmächte und von Österreich, als nunmehr souveränen Staat, unterzeichnet wurde.

Dazu eine Anekdote: Ich erlebte diesen denkwürdigen Tag mit meinen Freunden. Wir spielten unter den Alleebäumen der Dammstraße Karten. Es war gegen 11 Uhr, ein sonniger Maientag. Aus den geöffneten Fenstern konnte man die Radiübertragung hören. Als Leopold Figl eben die denkwürdigen Worte gesprochen hatte meinte einer meiner Freunde: „Ois Bundeskaunzla wora a Oaschloch, oba aus Außenminista is a klass!“. Deftige Worte aus dem Mund eines einfachen, von sozialistisch geprägter Erziehung gekennzeichneten Arbeiterkindes. Sicher ungerecht gegenüber unseren braven und beliebten Leopold Figl – und doch ein Ausspruch, der mir in Erinnerung geblieben ist.

Endlich war Österreich Herr im eigenem Haus. Die Besetzung und die Bevormundung durch die Besatzungsmächte war endgültig vorbei. Die Zeiten der „Vier im Jeep“, des „Dritten Mannes“ und der alliierten Hochkommissionare, die eigentlich letztendlich die Entscheidung über die Geschicke unseres Landes in ihren Händen hielten, waren Geschichte.

Österreich trat als gleichberechtigtes Mitglied der internationalen Staatengemeinschaft seinen Weg in die Zukunft an. Und zwar in eine neutrale Zukunft. Die Selbstgewählte Neutralität nach Schweizer Muster war der Schlüssel zum erfolgreichen Abschluss des Staatsvertrags.

Noch im gleichem Jahr trat unser Land auch als Vollmitglied der UNO bei. Und zum Zeichen der neugewonnenen Souveränität wurde alsbald auch die allgemeine

Wehrpflicht und die Aufstellung des Bundesheeres vollzogen. Der erste Jahrgang, der eingezogen wurde, bezog im Jahr 1956 ihr Quartier in den Kasernen.

Der lange Weg zum Staatsvertrag

Seit der Befreiung durch die alliierten Armeen und dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches im Jahr 1945 war es das erklärte und absolut Priorität genießende Ziel, schon der ersten, vom Volk gewählten österreichischen Bundesregierung, einen Vertrag mit den Siegermächten abzuschließen, der Österreich wieder alle Rechte als souveräner Staat zurückgeben sollte.

Die wichtigste Frage, die sich für das Österreich der ersten Nachkriegsjahre stellte, noch vor allen anderen Problemen, war die Frage des Staatsvertrags. Diesem einem Thema wurden alle anderen Fragen des neugegründeten Staates hintangestellt. Alles konzentrierte sich nur auf die eine Aufgabe: Österreich muss wieder frei und souverän sein. Ohne Besatzungstruppen das eigene Schicksal selbst bestimmen können. Das war der Traum aller Österreicher in der Nachkriegszeit.

Die Bundespräsidenten dieser Zeit, Renner und Körner, und auch die Regierungen – ob sie nun Kabinett Figl oder Raab hießen – alle Bemühungen konzentrierten sich nur auf das eine Ziel: den Staatsvertrag zu erringen. Politisch hieß das aber auch: zusammen- und nicht gegeneinander arbeiten. Es war die Geburtsstunde der großen Koalition, die später – teilweise zurecht – in Verruf kam. Doch zu diesem Zeitpunkt war sie absolut gerechtfertigt und wie der Erfolg – der Abschluss des Staatsvertrags – auch zeigte, richtig.

Autowünschen und der alte Herr Boschek

In jener Zeit, der zweiten Hälfte der 50er-Jahre, konnten sich auch immer mehr Menschen den ersten motorisierten Untersatz leisten. Die Motorisierung Österreichs begann.

Es fing meist mit einem Motorrad an. In den meisten Fällen eine „Puch“. Wenn man Familie hatte, natürlich mit Beiwagen. Oder wenigstens einem Roller: eine Lambretta, eine Vespa oder zumindest ein Lohner-Roller waren die großen Träume jener Tage, die sich allerdings nur schwer erfüllen ließen.

Die kuriosesten Kleinwagen bevölkerten damals die Straßen Österreichs. Winzige Fahrzeuge mit Minimotoren von höchstens 600 – 800 cm³: z.B. die BMW-Isetta mit Fronteinstieg, oder das „Goggomobil“ und der Messerschmidt-Kabinenroller (ein Zweisitzer mit drei Rädern, bei dem die Passagiere nicht nebeneinander, sondern wie in einem alten Jagdflugzeug, hintereinander Platz fanden) waren die Pionierfahrzeuge, die den Weg zur Vollmotorisierung vorbereiteten.

Allmählich kamen aber auch neue, modernere Konstruktionen auf den Markt. Borgward, Ford-Taunus, Opel und der legendäre Mercedes 180 waren die Traum-

gefährte jener Zeit. Der absolute Hammer waren die amerikanischen Produkte. Gleich, ob sie Buick, Chrysler, Chevrolet oder Studebaker hießen – das waren einfach die Traumwagen dieser Tage. In Kaisermühlen gab es nur einen, der so ein „Dream-Car“ besaß, nämlich den Textilunternehmer Edlinger, der mit seinem blauen Packard für Aufsehen sorgte.

Am Wochenende, besonders an den Sonntagen (der Samstag war mehrheitlich noch immer ein Arbeitstag) gab es schon regen Ausflugsverkehr. Die Durchzugsstraßen waren damals, neben der Schüttaustraße, der Kaisermühlnerdamm, die Moissigasse und die Bellegardegasse. Besonders dicht war der Verkehr am Sonntagabend, wenn die ausflughungrigen Wiener nach einem Badetag nach Hause zurückfuhren.

Wir Kinder hatten uns damals ein besonderes Spiel ausgeknobelt – „Autowünschen“ – und das spielte sich folgendermaßen ab: Wir saßen in der Moissigasse auf den Stiegen eines Hauseingangs. Drei, vier oder auch mehr Kinder. Auch viele Erwachsene saßen in der Abendsonne vor den Haustüren auf mitgebrachten Hockern oder Lehnstühlen und beobachteten das Ereignis des zurückflutenden Ausflugsverkehrs.

Wenn die Autos an uns vorbeifuhren, dann wurde in der Reihenfolge wie sie kamen, jedem Kind ein Auto zugeteilt. Einer bekam ein Goggomobil, der andere einen Taunus oder einen Opel-Rekord und – wenn man besonderes Glück hatte – dann war man Sieger, einen dicken Amerikaner. Just so einen, wie ihn der „Edlinger“ fuhr.

Nun war man natürlich dem grenzenlosen Neid der „Mitwünscher“ ausgesetzt. Auch wenn dieses Neidgefühl ja ganz und gar irrational war, da einem dieses Gefährt ja gar nicht gehörte und, nach damaligen Verhältnissen, für immer ein Traum bleiben würde. Aber so waren sie eben, die Bubenträume Anno 1955.

Daneben saß auch ein älterer, grauhaariger Herr im Schlossergewand – einst gemeiner Hilfsarbeiter am Bau und inzwischen schon in Pension – er hieß Boschek. Und der sagte zu uns einen Satz, der sich bei mir für mein Leben lang ins Gedächtnis einprägt hat:

„Buben – der Edlinger kann sich ein Auto oder ein Grundstück kaufen, eine neue Fabrik errichten – Länge mal Breite. Er kann sich ein Haus bauen, so hoch wie es sich mit seinem Kontostand verträgt. Aber eines kann er sich nicht kaufen, die Zeit. Die Zeit verläuft für alle gleich – nur die Jugend hat die Zeit für sich, und die müsst ihr nützen!“. Was war das doch für ein Philosoph, dieser einfache Herr Boschek!

Die „Greinik“ und das Straßenbahnexpedit

Hinter dem Kirchenpark war die Endstelle der „Straßenbahnlinie C“. Genau davor befand sich die Greisslerei „Greinik“. Sie hatte das Privileg auch an Sonntagen offen zu halten, was ihr eine Menge Geschäft durch die Besuchern des Gänsehäufels eintrug.

Hier konnte man alles kaufen, was für den Badetag vonnöten war. Krakauer- und Extrawurstsemmeln, Süß-Saure- und Salzgurken, natürlich vom Fass – aber auch Getränke oder Süßigkeiten und Zigaretten. Es gab fast nichts, was die „Greinik“ nicht in ihrem Sortiment hatte. Das Geschäft war in den Sommermonaten die reinste Goldgrube.

Doch anfangs der Sechzigerjahre schlug auch dieser „Kaisermühlner Institution“ das letzte Stündlein. Die Verkaufsbude – mehr war es ja nicht – musste einem neuen Gebäude weichen: dem Tramwayexpedit. Dieses wurde errichtet, als ab diesem Zeitpunkt die „Linie C“ gestrichen wurde, und ab nun die Ringlinien, „B und Bk“, Kaisermühlen mit dem Wiener Zentrum verbanden. Hier war nun der Aufenthaltsraum der Fahrer und Schaffner, die auf die Ablöse warteten

Aber auch dieses Gebäude hatte nicht auf Ewigkeit Bestand. Als im Zuge des U-Bahn Ausbaues, anfangs der 80er-Jahre, die Straßenbahnlinien zu Gunsten einer Autobusverbindung aufgegeben wurden, verlor das Expedit seine Bedeutung und dient heute den Straßenkehrern und Gärtnern des Stadtgartenamtes als Unterkunft.

Sommer 1954: Das große Hochwasser

Die massiven Schneefälle im Winter (in Tirol und Vorarlberg waren viele Täler nach Lawinenabgängen wochenlang von den Schneemassen eingeschlossen) und rasch einsetzendes Tauwetter ließen die Donau im Frühsommer 1954 aus ihren Ufern treten und führten zu einem Hochwasser, das katastrophale Ausmaße annahm.

In Wien wurde der Handelskai total unter Wasser gesetzt. Die Wassermassen reichten am Mexikoplatz fast bis zu den Geleisen der Straßenbahnlinie 11. Auf der anderen Uferseite, in Kaisermühlen, sah es nicht viel besser aus. Am Kaisermühlendamm fehlten nur mehr zwei Stufen und das Hochwasser hätte auch Kaisermühlen überflutet.

Die alten Dammanlagen, aus der Zeit der Donauregulierung in den Jahren 1870 – 75, waren dem Wasserdruck fast nicht mehr gewachsen und mussten an vielen Stellen mit Sandsäcken gestützt werden. Zahlreiche Keller standen unter Wasser. Das Pumphaus arbeitete auf Hochtouren, um das Wasser aus den Kanälen wieder in den Donaustrom zurück zu pumpen. Kaisermühlen war echt in Gefahr, von den Fluten der hochwasserführenden Donau überschwemmt zu werden.

Durch dem Anstieg des Grundwasserspiegels stieg auch die Alte Donau bedenklich an. Teile des Gänsehäufels und des Laberlweges und der dazugehörigen Gärten wurden überflutet. Am Badeplatz der Naturfreunde Kaisermühlen, neben der Gänsehäufelbrücke, kann man noch heute an Hand der Markierungen den Stand des Hochwassers von 1954 nachvollziehen.

Für uns Kinder war dieses Hochwasser natürlich ein besonderes Ereignis. Der Beginn dieser Überschwemmung fiel genau mit dem Schulschluss zusammen. Als wir, wie bei anderen Hochwässern auch, den Anfang der Überflutung des Überschwemmungsgebietes von Bombentrichter zu Bombentrichter verfolgten, ahnten wir noch nicht, welch verheerende Folgen dieses Donauhochwasser für den gesamten Donaauraum mit sich bringen würde.

Wien war aber, abgesehen von den Gebieten am Handelskai und der Kuchelau, eigentlich nicht so schwer betroffen. Die Dämme hielten und abgesehen von überfluteten Kellern, verlief das Leben doch in normalen Bahnen. Einzig die Donauwiese fiel für uns Kinder als Spielplatz für Wochen aus. Dafür hinterließ das Hochwasser aber in den Vertiefungen und Bombentrichtern jede Menge feinsten Wellaand, zum Spielen ein Eldorado.

In anderen Gebieten entlang der Donau, von Passau bis Hainburg, verwüstete die hochwasserführende Donau zahlreiche Landstriche und Ansiedlungen. Der nationale Notstand wurde ausgerufen. Ein „Hochwasser-Wunschkonzert“, welches jeden Nachmittag im Radio lief, forderte die Bevölkerung zum Spenden für die betroffenen Regionen auf. Ein Lied, das so gut zu dieser Situation passte, wird mir immer in Erinnerung bleiben: „Lieber Gott, lass die Sonne wieder scheinen ...“, gesungen von der kleinen Cornelia Froebes.

Dritter Platz für Österreich bei der Fußball-WM in der Schweiz

Gleichzeitig, oder genauer gesagt in den Wochen davor, konnte unsere Fußballnationalmannschaft den größten Erfolg in der Geschichte unseres Fußballs feiern. In der Schweiz belegte man den dritten Platz in der Fußball-Weltmeisterschaft

Siege über Schottland (1:0) und der CSR (5:0) brachten uns ins Viertel-finale. Dort war Gastgeber Schweiz unser Gegner. In einer wahren Hitzeschlacht in Lausanne (unser Tormann Schmidt erlitt einen Hitzschlag; damals durfte aber kein Wechsel vorgenommen werden und so musste er die Partie benommen weiterspielen!), siegten die Österreicher 7:5 – dabei war es nach einer Viertelstunde schon 0:3 für die Eidgenossen gestanden.

„Turl“ Wagner von Wacker-Wien schoss allein vier Tore. Nicht einmal der Radioreporter (der unvergessliche Heribert Meisel) stand diese Strapazen durch und musste das Mikrophon Edi Finger für die zweite Halbzeit überlassen. Übrigens ist

es bis heute das trefferreichste Spiel, das je bei einer Weltmeisterschafts-Endrunde ausgetragen wurde.

Im Halbfinale, in Basel, ging es gegen den „großen Bruder“ und späteren Weltmeister Deutschland leider ganz schief: 1:6 – eine vernichtende, bittere Niederlage. Bestechungsgerüchte schwirrten durch die Presselandschaft, ganz Österreich war empört.

Doch die neuformierte, umgestellte österreichische Elf (Betreuer-Triumvirat: Walter Nausch, Edi Frühwirt und Hans Pesser) konnte vieles wieder gut machen. Sie besiegte im Match um den dritten Platz den noch regierenden Weltmeister von 1950, Uruquay, mit 3:1 Toren.

Die Tore für Österreich: Ocwirck, Maspoli (Eigentor) und Alfred Körner. Wir hatten die „Bronzene“ gewonnen. Ein großartiger Erfolg und versöhnlicher Abschluss für unsere Mannschaft, die in der Heimat von den Fans begeistert empfangen wurde..

Namen wie Ocwirck, Hanappi, Koller, Wagner, Happel, Probst, die Torleute Zeman und Schmidt, die beiden Körner's, oder Stojaspal, der geniale Austriastürmer, werden in den Ruhmesblättern des ÖFB's wohl immer in goldenen Lettern geschrieben sein. Damals zählten unsere Kicker eben noch zur absolute Weltklasse – lang ist's her.

In Kaisermühlen wird gebaut

Im Jahr 1956 begann in Kaisermühlen eine Bautätigkeit der öffentlichen Hand, die bis heute nicht mehr abreißen sollte.

Das Gebiet zwischen der Wagramerstraße und der Schule, auf der einen Seite begrenzt vom Hochwasserschutzdamm, gegenüber dem Goethehof, war bis Mitte der Fünfzigerjahre eine einzige Schrebergartenkolonie. Und zwar waren es Pachtgründe vom Strombauamt, die etwa ab der Jahrhundertwende besiedelt wurden.

Aber nicht so, wie heute die Kleingärtenanlagen ausschauen, mit den Mini-Grundstücken und den genormten 50 m²-Häusern. Wo ein Häuschen wie das andere aussieht, da die Baunormen kaum individuelle Variationen zulassen. Es waren richtig große Parzellen, mit durchschnittlich 800 bis 900 m². Feste Bauten entstanden und sogar gewerbliche Gärtnereibetriebe, wie zum Beispiel die Blumenhandlung Schlapark, hielten auf diesem Gelände Einzug.

Doch 1955 wurde den Siedlern die Pacht – mit geringer Ablöse, aber mit dem Versprechen auf Beziehung einer modernen Gemeindewohnung – aufgekündigt. Die Planierraupen rückten an und ebneten das Gebiet für den Bau einer neuen, großen Gemeindebauanlage ein. Der heutige Marshallhof war im Entstehen.

Im Jahr 1956 ging es richtig los. Die ersten Wohnblocks wurden bereits ein Jahr danach besiedelt und 1960/61 fanden die Bauarbeiten mit der Errichtung der drei Hochhäuser am Kaisermühlendamm ihr Ende.

Der Marshallhof

Ein neues „Stadtviertel“ in Kaisermühlen war entstanden. Zum Gedenken an den Schöpfer des „Marshallplans“, dem ehemaligen Außenminister der USA, George Marshall, wurde die Anlage „Marshallhof“ benannt. Durch die Initiative dieses weitsichtigen Staatsmanns war der wirtschaftliche Neuaufbau Europas nach dem zweiten Weltkrieg erst möglich. Es war eine einzigartige Finanzhilfe der USA, die 1948/49 anliefe, und die Voraussetzungen für das Wirtschaftswunder der Fünfziger- und Sechziger-Jahre schuf. Die Eröffnung der Wohnhausanlage nahm der damalige Bürgermeister und spätere Bundespräsident, Franz Jonas, vor.

Eine neue Wohnung

Auch unsere Familie konnte eine Wohnung in dieser modernen Wohnhausanlage der Gemeinde Wien beziehen. Endlich war die Enge einer 40 m² Wohnung für vier Personen gesprengt. Im Frühjahr 1957 war es soweit. Wir zogen in die neue Wohnung mit Vorzimmer, Küche, Bad, WC und 2½ Zimmer ein.

Der größte Luxus war eindeutig das eigene Bad. Bis dahin, in der alten Wohnung im „Alten Neubau“, hieß es sich im Lavoier zu waschen, bzw. einmal in der Woche, meist freitags oder am Samstag, ins gemeindebaueigene „Tröpferbad“ zu gehen, um sich den Dreck einmal richtig abwaschen zu können.

Auch wenn jüngere Leser darüber wohl lächeln werden, für uns war dieses für heutige Begriffe ziemlich primitiv eingerichtete Badezimmer, mit fix in der Wand eingelassener Brause, Terrazzoboden und Ölanstrich an den Wänden ein Hochgefühl. Endlich konnte man nach Herzenslust baden, ohne sich auf die Öffnungszeiten des Tröpferbads verlassen zu müssen.

Das Tröpferbad

Geliebt, besungen, bedichtet – das Tröpferbad, ein Relikt aus einer anderen Zeit. Es gibt sogar ein gleichnamiges, berühmtes Lied von „Pirron & Knapp“, einem bekanntem Duo der Fünfzigerjahre, die diese Institution, die für die Zwischenkriegszeit und die ersten Nachkriegsjahre so typisch war, besingen. („Der Blade steigt auf'd Saf' und er ist baff, baff, baff...“).

Nun – das Tröpferbad gehört unzertrennlich zur Gemeindebaukultur dieser Tage. Bis zu den Neubauten in den Fünfzigerjahren war kaum eine Wohnung, außer den Luxusherbergen der Bürgerschaft und der gehobenen Gesellschaft, mit einem eigenem Bad ausgestattet.

In der Zwischenkriegszeit schaffte es die sozialistische Gemeindeverwaltung immerhin in den „Roten Burgen“ (sprich Gemeindebauten), Wohnungen zu sozialen Preisen, mit der Ausstattung der eigenen Wasserversorgung und eigenem WC in

der Wohnung zu sorgen. Ein entscheidender Fortschritt gegenüber der „Bassena-Gesellschaft“ der Zinshäuser, die um die Jahrhundertwende entstanden.

Doch ein Bad in den eigenen vier Wänden war noch immer ein Luxus, den sich nur die wohlhabende Schicht leisten konnte. Daher richtete die Gemeinde Wien in allen Neubauten ein zentrales Bad ein.

In Kaisermühlen gab es so eine Badeanstalt im Goethehof und im Alten Neubau. Weiß gekachelte, kleine Duschkabinen mit Holztreppchen und einem Vorraum zur Kleiderablage. Auch Wannenbäder gab es. Die waren aber in der Minderzahl und an frequentierten Tagen kaum zu ergattern.

Am Eingang saß ein richtiger Zerberus, der Bademeister. Oft auch in Gestalt einer Dame. Diese hatte die Oberhoheit und das allerletzte Sagen in ihrem feuchten Refugium. Der – oder die – „Badewascheln“ (im Alten Neubau z.B. die Frau Spielvogel) regierten über ihr Reich mit uneingeschränkter Befehlsgewalt. Eine halbe Stunde in der Brause oder eine Dreiviertelstunde im Wannenbad waren das Limit. Überzog man dieses, so wurde man unbarmherzig herausgeklopft. Der Badewaschel konnte da keine Gnade. Zuviele Badegäste warteten schon auf die Kabinen.

Mit feuchtem Haar, auch in den Wintermonaten (ein Fön war damals unbekannt), lief man nach Hause. Je nach dem, ob man ein Weiblein oder ein Männchen war, hieß es jetzt entweder die Haare eindrehen oder straff zurückkämmen. Doch das machte nicht so viel aus.

Hauptsache man war sauber, und diesen Zweck haben die „Tröpferlbäder“ ja doch erfüllt. Außerdem waren sie auch ein Kommunikationszentrum, wo man den letzten Tratsch erfahren konnte. Auch konnte man Menschen, die man sonst nur selten sah, treffen und mit ihnen plaudern. Man sieht also, das Tröpferlbad war mehr als nur eine Reinigungsanstalt. Es stellte zu diesen Zeiten auch eine wesentliche Bereicherung des gesellschaftlichen Lebens dar.

Ein Washtag in den Fünfzigerjahren

Heutzutage ist das Wäschewaschen auch für Junggesellen und Singles kein Problem. Eine Waschmaschine ist die Mindestausstattung eines modernen Haushaltes. Meist kommt dazu noch ein Trockner und die Wäsche kommt dann fast schrankfertig aus den Geräten – null Problemo!

Doch wie anders sah so ein Washtag zu Zeiten unserer Mütter aus. Es war die reinste Schwerarbeit. Wohl dem, der in einer Waschküche in einem Gemeindebau seine Wäsche waschen konnte. Diese waren doch besser ausgestattet. Vor allem befand sich die Waschküche und der Trockenboden meist auf einem Niveau, sodass das Schleppen der feuchten Wäsche doch viel leichter wurde.

Auch war in den meisten Gemeindebauten die Waschküchen viel besser ausgestattet als in den alten Zinskasernen der Jahrhundertwende. Die Bottiche und die Waschtröge, wie auch der Kessel – meist schon mit Gasheizung – waren doch

komfortabler, als jene in den alten Häusern. Doch noch immer war Handarbeit und pure Muskelkraft gefragt.

Wachmaschinen gab es nicht. Die Wäsche wurde am Vorabend im großem Holzbottich eingeweicht. Am Washtag ging es schon frühmorgens los: Den Kessel anheizen, damit die Kochwäsche im siedenen Wasser auch richtig rein wurde. Übrigens, auch damals gab es schon Persil.

Raus aus dem Kessel. Rein in den Waschtrog. Die Rumpel hineingestellt und jetzt ging es erst richtig los. Wäschestück für Wäschestück wurde über der Rumpel mit der Hand in Schwerstarbeit behandelt, gebürstet und geschrubbt. Die scharfen Waschmittel dieser Zeit brachten die Haut der Hände und der Finger zum Aufspringen. Die berüchtigten „Gichtfinger“ der professionellen Wäscherinnen dieser Zeit sprachen Bände.

War die Wäsche dann endlich rein, folgte der Prozess des Auswringens. Eine elende Arbeit. Ab Mitte der Fünfzigerjahre waren in den Gemeindebauten – gottseidank – Zentrifugen installiert, die das Kräfteraubende Auswringen der Wäsche überflüssig machten.

Trotz allem war für die Frauen jener Zeit der Washtag erst in den späten Abendstunden zu Ende. Erst dann, wenn man die Wäsche endlich am Trockenboden aufgehängt hatte.

Bügeln ist Schwerarbeit

Wenn man sich die Waschtage mit den heutigen Waschmaschinen und den dazugehörigen Trocknern ansieht, dann kann man kaum begreifen, welche Mühen so ein Tag für die Frauen der Fünfzigerjahre und davor bedeutet hat. Alles geht heutzutage perfekt, automatisch, ohne dass man dabei auch nur einen Finger krumm machen müsste.

Zurück in die 50-er. Mit der Wäsche allein war es noch nicht getan. Jetzt kam noch das Bügeln. Heute, mit unseren perfekten Dampfbügeleisen, stellen die meisten Wäschestücke kaum ein Problem dar. Damals aber wurden die Bügeleisen am Gasherd gewärmt. Die Wäsche musste zuerst eingespritzt werden und dann gings mit Hauruck und viel Muskelschmalz übers Leintuch.

Mit weitaus mehr Kraftaufwand als heute, wo jeder Junggeselle seine Wäsche im Handumdrehen bügeln kann. Die Frauen dieser Zeit verdienen bestimmt unsere ganze Anerkennung!

Anschreiben beim Greissler

Die materiellen Voraussetzungen einer Arbeiterfamilie waren damals ungleich ungünstiger als heutzutage. Bis zum Ausbruch des zweiten Weltkriegs war es die Norm, dass der Mann das Geld verdiente und die Frau am Herd, bzw. mit der Kin-

dererziehung voll ausgelastet war. Doch es war ein großer Wandel im Gange, der sich schon, gefördert durch die Rüstungsarbeit in den Kriegstagen, abzeichnete. Nämlich, dass auch die Frauen ihren „Mann“ im Berufsleben stellten.

Gerade durch die – teilweise nicht ganz freiwillige – Arbeit in den diversen Rüstungsbetrieben schritt die Emanzipation der Frauen, zumindest was die Arbeitswelt betraf, mit Riesenschritten voran. Auch in der Nachkriegszeit setzte sich dieser Trend fort. Die Löhne, bzw. die Kaufkraft des Schillings waren nicht gerade berauschend. Immer mehr Familien sahen sich genötigt, durch Doppelverdienst sich einen bescheidenen Lebensstandard zu sichern. Auch in unserer Familie war es nicht anders.

Meine Mutter war in den 30er-Jahren, soweit es die wirtschaftliche Lage (Arbeitslosigkeit!) erlaubte, schon immer berufstätig gewesen. Als ich geboren wurde, 1942, stellte sie sich ganz in den Dienst des Haushaltes und der Kindererziehung. Doch damit nahm sie große finanzielle Opfer auf sich.

Mein Vater, ein gelernter Maurer, blickte nach dem Krieg auf die gespannte Arbeitsmarktslage der 30er-Jahre zurück. Er suchte eine fixe Anstellung und fand sie in der Form einer Arbeit bei den Wiener Verkehrsbetrieben. Diese Arbeit war zwar sicher, doch nicht allzu hoch bezahlt.

Somit war Geld in unserer Familie Mangelware. Was blieb meiner Mutter anderes über, als dass sie beim Greissler, der Varadin, ständig aufschreiben ließ. Es ging sich immer knapp aus. Wenn der 13. oder 14. Monatsgehalt vom Vater hereinkam, dann konnte man die Schulden doch wieder etwas abtragen. Doch ein Herauskommen aus diesem Teufelskreis schien in weiter Ferne. So wie uns ging es aber den meisten Familien, wir waren kein Einzelfall.

Dann kam ich in die Schule. Bis dahin hatte mich meine Mutter liebevoll zuhause betreut. Doch als ich in die zweite Klasse kam, sagte sich meine Mutter: „Ich gehe auch arbeiten, ich will aus dem Schuldenkarussell endlich herauskommen!“ Außerdem hatten wir liebe Nachbarn, die Familie Dörfler, die sich meiner in liebenswürdiger Weise annahm (sie hatten keine Kinder), die mir das Essen wärmten und die mir auch bei den Hausaufgaben behilflich waren.

Kurz – meine Mama verdingte sich als Hilfsarbeiterin bei der textilverarbeitenden Firma Edlinger und brachte damit endlich das Geld nachhause, um endlich das „Aufschreibbuch“ bei der Greisslerei Varadin aufzulösen. Endlich konnte man einkaufen, wo es am günstigsten war.

Ich war ein „Schlüsselkind“

Mit diesem Entschluss meiner Mutter, wieder ins aktive Berufsleben zurückzukehren, wurde ich zum sogenannten „Schlüsselkind“. Ein Ausdruck, der für jene Kinder geprägt wurde, wo beide Elternteile berufstätig waren und die eben die

Wohnungsschlüssel immer mit dabei hatten. Denn wenn sie von der Schule nach Hause kamen, waren sie praktisch auf sich alleingestellt.

Dieses System barg, meiner Meinung nach, Vor- und Nachteile. Der Nachteil war sicher, dass sich die Kinder nicht mehr der ganzen elterlichen Fürsorge, insbesondere des geregelten Mittagessens, der durchgehenden pädagogischen Betreuung durch einen Elternteil und vor allem dem Beistand beim Lernen und bei den Hausaufgaben erfreuen durften.

Sicher ein Nachteil. Doch andererseits wurden wir Schlüsselkinder auch einfach selbstständiger und verantwortungsbewusster, als die wohlbehüteten, verhätschelten Mitschüler, die das Glück hatten ein sogenanntes „intaktes“ Elternhaus zu haben. Ich glaube, das sich die Vor- und Nachteile wohl die Waage hielten.

Alltag einer Arbeiterfamilie: Der Morgen

Wie sah der Tagesablauf eines solchen „Schlüsselkindes“ eigentlich aus? Meine Eltern mussten um 7 Uhr an ihrem Arbeitsplatz sein. Da hieß es sich schon am frühen Morgen zu sputen und zeitig aufstehen. Die „Einkaufstour“ war Aufgabe meines Vaters. Da damals ein Kühlschrank in einer Arbeiterfamilie noch unbezahlbarer Luxus war, holte er stets frühmorgens frische Milch und Gebäck fürs Frühstück von der Milchfrau, die gleich bei uns im Alten Neubau in der Schiffmühlenstraße ihr Geschäft hatte.

Besonders stressig war für meinen Vater so ein Morgen in der kalten Jahreszeit. Nachdem er uns mit den Lebensmitteln versorgt hatte, hieß es zuerst den Ofen herzurichten. Da ging es im Winter zuerst in den Keller um Koks für das Kanonenöfchen zu holen, nebenbei wurde natürlich gleich die Asche zu den Mistkübeln getragen. Eine Schale Kaffee hinunterwürgen damit man munter wurde – die Semmel dazu gab es oft erst in der Arbeit. Dann nichts wie die Stiegen runter, wir wohnten im 4. Stock – ohne Aufzug – den Reserve-Kokskübel anfüllen und bereitstellen. Rein in die Tramway und über die Reichsbrücke in seine Dienststelle, die Vorgartenremise.

Inzwischen hatte meine Mutter das Frühstück für die Familie bereitet. Meine Schwester Helly war inzwischen, oft noch mit der Buttersemmel in der Hand, zu ihrer Schneiderlehrstelle aufgebrochen und so war ich das letzte Familienmitglied, das von der Mutter geweckt und versorgt wurde.

Schnell einen warmen, süßen Kakao hergerichtet (natürlich selbst gekocht, Marke „Bensdorp“ selbstverständlich – Instantgetränke gab es damals noch nicht), ein bis zwei Buttersemmeln dazu und dann im Eilschritt in die Textilfabrik Edlinger. Es war ja schon Dreiviertelsieben, und wenn die unerbittliche Stechuhr nicht vor Sieben betätigt wurde, dann drohte der Abzug eines Stundenlohnes – oder Ärgeres. Denn diese Firma war für ungelernete Arbeiter und Arbeiterinnen ein berüchtigtes Durchhaus: Kaum war die Auftragslage – und das kam öfters im Jahr vor – nicht zufriedenstellend, so kamen auch schon die ersten Entlassungen.

So etwa, in einem Klima der Hektik und des Stresses, eigentlich fast purem Existenzkampfes, das man sich heute fast nimmer vorstellen kann, spielte sich der Morgen in unserer Familie ab.

Doch einer hatte noch eine Stunde Zeit – nämlich ich. Von mir Zuhause bis zu Schule war es kaum 5 Minuten. Da konnte man es sich noch einmal mit dem Frühstück am Tablett so richtig gemütlich machen, ehe man sich aus den Federn warf. Meist nützte ich diese entspannte Stunde auch noch, um mich auf den kommenden Lehrstoff vorzubereiten. Vor allem beim auswendig Lernen von Gedichten und bei der Vorbereitung auf kommende Schularbeiten nützte mir diese Stunde sehr.

Der Nachmittag

Der Vormittag gehörte natürlich der Schule. Doch dann – endlich Schulschluss, nichts wie heim! Doch bevor man die vier Stockwerke zur elterlichen Wohnung erklimmen konnte, hieß es in der kalten Jahreszeit erst die Pflicht erfüllen. Der Ofen musste in Gang gehalten werden. Das bedeutete zuerst in den Keller, den vom Vater hergerichteten Kokskübel raufschleppen, und nachlegen. Denn ohne wohliger, warmes Zimmer ist bekanntlich auch die Freizeit nur die Hälfte wert.

Nun meldete sich aber der Hunger in Form eines nagenden Gefühls in der Magengegend zu Wort. Mal schauen was da war. Reingeblickt ins Menage-Reindell – schon wieder Erdäpfelgulasch! Ein Standardgericht jener Zeit. Einfach und billig zuzubereiten und auch noch nahrhaft. Aber viel zu oft auf dem Speisezettel.

Mein Gott – besser als nichts. Rauf auf den Gasherd und vorsichtig im Wasserbad wärmen, damit nichts anbrennt. Mmh, so schlecht riecht das ja gar nicht – Mutter kann ja doch toll kochen, auch mit geringsten Mitteln.

Auf einmal ein Pfiff! Eine ganz besondere Tonfolge – unser Plattenpfiff! Ach ja, heute hat man doch bis 2 Uhr Unterricht gehabt und die Freunde aus unserem Gemeindebau hatten teilweise schon um 12 Uhr Schulschluss. Rausschaun beim Fenster: „He, Walter, wir wollen auf die Donauwiese kicken gehen, schmeiß den Ball runter und komm nach!“

Zu Weihnachten 1952 hatte ich einen echten Lederfußball bekommen. Das war eine Rarität und nicht jeder Kaisermühlner Bub hatte eine solche „Ikone“ in seinem Besitz. Ich ging anfangs sogar mit meinem Fußball schlafen. Er wurde gepflegt und eingefettet, damit er nur ja in Bestform blieb. Zum Aufpumpen ging es in das „Sporthaus“ Rinder in der Moissigasse, wo sich heute die Druckerei befindet.

Der Besitzer war ein großer Fan des F.C. Donau. Er sponserte großzügig die Nachwuchsmannschaften. Außerdem war er ein begeistertes Mitglied der Naturfreunde Kaisermühlen, wo er durch diverse günstige Sonderangebote und Serviceleistungen den Skisport im Kaisermühlen der Fünfziger- und Sechzigerjahre sehr förderte.

Doch zurück zu meinem Fußball. So wie andere Kinder ihre Teddybären ins Bett nahmen, so schlief ich mit meiner „Wuchtel“ im Arm. Daher war natürlich meine Mitwirkung bei den diversen Matches, unabhängig von meinen fußballerischen Qualitäten, sehr gefragt. Ein jeder Bub dieser Zeit wollte solch ein edles Leder einmal mit seinen Stiefeln liebkosten.

Fußball gegen Aufgabe: 1:0

Nun, nachdem meine Freunde schon ans Kicken dachten, war ich natürlich meist in einem großen Interessenskonflikt. Einerseits hatte ich noch nicht einmal das Mittagessen heruntergewürgt, andererseits sollte ich auch noch die Hausaufgaben für den nächsten Tag machen. Dazu die Verlockung eines tollen Matches.

Nun – ich muss es ehrlich sagen der Fußball gewann diese Auseinandersetzung meistens 1:0. Rein mit der Schultasche ins hinterste Eck und raus auf die Donauwiese. Die Aufgabe konnte man noch immer am späten Abend nachholen.

Oder „die“ Patentlösung schlechthin: man schaute, dass man am kommenden Morgen möglichst zeitig in der Schule war und sich ein Heft (am Besten von einem Musterschüler, da war wenigstens nichts Falsches drin) ausborgte. Anschließend hieß es sich ein Reißbrett aus dem Lehrmittelkasten zu besorgen (da musste aber der Klassenwart mitspielen) und dann nichts wie raus aufs Klo und auf dieser sicheren, stabilen Unterlage die Aufgabe herunterfabeln. Form war nicht so gefragt. Hauptsache, es stand etwas Richtiges im Heft.

Meist gelang es. Wenn nicht, war halt eine Strafe oder, im schlimmsten Fall ein Vorladung, verbunden mit ein paar (eher sanften) „Tachteln“ von Seiten der Eltern fällig – das war nicht so arg. Was waren diese „Sanktionen“ doch gegen ein vernünftiges Fußballspiel – absolut nichts!

Die städtische Bücherei

In meiner Schulzeit gab es noch kein Fernsehen. In Österreich begannen ab 1955 Versuchssendungen, doch die Empfangsgeräte waren so teuer, dass sich diesen Luxus nur einige wohlbetuchte Österreicher leisten konnten. Richtig durchsetzen konnte sich das „Schlafkinio“ erst in den 60-er Jahren. Man war also auf das Radio, die Zeitung oder auf ein Buch angewiesen, wenn man seinen Informations-hunger stillen wollte.

Bei uns Kindern war es nicht anders. Zwar war der Buchkonsum während der schöneren Jahreszeit eher minimal, doch an den langen Winterabenden hatte man genug Zeit und Muße um zum gedruckten Freund zu greifen. Eine Einrichtung vor allem war es, die den Bildungshunger der Bevölkerung stillen konnte: die städtische Bücherei.

Unsere in Kaisermühlen lag, und liegt noch immer im Goethehof, gegenüber der Schule. Doch wie unterschiedlich waren doch die Gegebenheiten in dieser Bücherei jener Tage, im Vergleich zu Heute. Nix Selbstbedienung, Regale durchwühlen oder Computerlisten studieren. Damals regierte der Bibliothekar. Und er führte manchmal ein gar gestrenges Regiment.

Hatte man nicht einen besonderen Buch- oder Autorenwunsch, so war man ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Man nannte also das gewünschte Sachgebiet und bekam von ihm einige Bücher vorgelegt. Wenn dieser „Bücherbändiger“ seine Aufgabe auch ernst nahm, dann erzählte er auch etwas über den Inhalt oder den Autor. Meist aber nahm man sich halt eines der vorgelegten Bücher nach Hause und ließ sich überraschen, was denn da auf einem zukäme.

So streng waren damals die Sitten in der städtischen Bücherei. Trotz allem, und zur Ehre der Bibliotheksangestellten muss man aber sagen, dass sie sich redlich bemühten den Wissensdurst der Bücherwürmer zu befriedigen und einen unschätzbaren Beitrag zur Volksbildung lieferten.

Ich wurde Mitglied der Bücherei sobald ich nur einigermaßen lesen konnte. Es war mein Onkel Karl (ja, der aus dem Schrebergarten), der mich im zarten Alter von sechs Jahren einschreiben ließ. Ihm verdanke ich meine Liebe zum gedruckten Wort.

Er war selbst eine ausgesprochene Leseratte und schon im Vorschulalter liebte er sich Bücher für mich aus, um mir an Hand der diversen Illustrationen und Bilder – ich konnte ja verständlicherweise noch nicht lesen – die Wunder der Welt zu erklären.

In der Bibliothek gab es auch die Frau Riedl, eine freundliche, durch randlose Brillen gutmütig blickende ältere Dame, an die ich mich gerne erinnere. Wann immer ich es einrichten konnte, sah ich dazu, dass sie mich betreute. Sie führte mich mit ihrem Fachwissen richtig durch die Wunderwelt des Buches, ihr verdanke ich viele schöne unterhaltsame und auch lehrreiche Stunden. Immer wenn ich an die alte Bücherei im Goethehof zurückdenke, kommen auch die Erinnerungen an sie, die gute, alte Frau Riedl, ins Gedächtnis zurück.

Die „Gstettn“ und das Bretteldorf

Auf dem Gelände des Donauparks befand sich bis Anfang der 60-er Jahre eine riesige Mülldeponie, die größte Wiens. Sie erstreckte sich von den Siedlungen am Klee- und Bruckhaufen bis fast zur Wagramerstraße.

Im Sommer war sie einfach nicht zu „überriechen“. Man konnte ruhig in der Straßenbahn ein Nickerchen machen, wenn der Wind „günstig“ wehte und sommerliche Temperaturen herrschten, wurde man vom Gestank der Gstettn sicher munter und konnte sich nicht verfahren.

Trotz dieser Umstände war das Gelände nicht unbevölkert. Die sogenannten „Miststierler“ trieben hier ihr Unwesen. Sie suchten Brauchbares, und so sie etwas fanden (besonders begehrt war Altmittel), schleppten sie es zum „Eisentandler“, um es zu baren Geld zu machen. Auch wir Kinder waren hier manchmal spasshalber unterwegs, doch musste man sehr aufpassen, denn die Aufseher hatten ein scharfes Auge auf die Miststierler.

Als das Gebiet als Standort für die Internationale Gartenschau 1964, kurz WIG genannt, auserkoren wurde, war endlich Schluss mit dem Staub und dem Gestank. Die Gstettn wurde zugeschüttet und auf ihr der Donaupark angelegt.

Das gleiche Schicksal ereilte das „Brettldorf“, eine wilde Ansiedlung, deren Wurzeln in der Wirtschaftskrisenzeit der 20-er- und 30-er Jahre zurückreichen. Delogierte, ausgesteuerte Arbeitslose – Strandgut der Gesellschaft – erbauten hier primitive, einfachste Behausungen um überleben zu können. Teilweise hatte diese Siedlung den Charakter wie wir es von den Bildern der Slums der dritten Welt kennen. Als die WIG angelegt wurde, schlif man diese wilde Siedlung und bracht die Bewohner endlich in modernen, gesunden Gemeindewohnungen unter.

Eine Weihnachtsgeschichte

Es war einmal eine Zeit, die für uns Älteren gar nicht so fern scheint, jedoch für die jüngere Generation kaum zum Begreifen ist. Damals ging es den meisten Menschen nicht so gut wie heute. Unsere Geschichte spielt sich vor zirka 40 Jahren ab. Genau gesagt, im Jahr 1954. Sie handelt von einem jungen Menschen, nennen wir ihn Peter, der schon lange nicht mehr an das Christkind glaubte, aber der dennoch ein kleines Weihnachtswunder erleben durfte.

Heutzutage beginnt die Weihnachtszeit in den meisten Geschäften ja schon im Oktober. Bunter Christbaumschmuck, Adventkalender und sonstige festliche Zutaten werden da in den diversen Shops feilgeboten. So, als ob Weihnachten ein Ganzjahresfest wäre. Zu der Zeit, in der unsere Geschichte erzählt, war das ganz anders. Sie unterschied sich von heute vor allem dadurch, dass die meisten Menschen materiell nicht so gut situiert waren. Ein Auto war unerschwinglich und das Fernsehen (zumindest bei uns in Österreich) noch nicht „erfunden“.

Und trotzdem waren die Menschen vielleicht glücklicher und zufriedener. Eben auch darum, weil man sich über die kleinen Freuden des Lebens und die bescheidenen Geschenke die man erhielt, mehr freuen konnte als in unseren Tagen, wo jeder eigentlich schon alles hat – oder es sich ganz einfach kaufen kann. Die Vorweihnachtszeit dieser Tage war wirklich noch die stille Zeit. Fast so, wie sie der große Volksdichter Heinrich Waggerl so trefflich in seinen Geschichten erzählen konnte. Es war eine Zeit der Erwartung und des Friedens.

In den meisten Haushalten gab es noch keine Zentralheizung, nur ein kleiner Kanonenofen sorgte für wohlige Wärme. Aber was konnte man mit diesem primi-

tiven Heizgerät doch alles anstellen! Äpfel backen, Kartoffeln braten oder einfach Brotscheiben rösten, die mit Knoblauch eingerieben und mit Schmalz bestrichen, köstliche Leckerbissen lieferten – vom herrlichen Duft, den diese Gerichte ausstrahlten, ganz zu schweigen.

In den Wochen vor Weihnachten verwandelte sich die kleine Wohnküche (Peter wohnte gemeinsam mit seinen Eltern und seiner älteren Schwester in einer 40 m² Zweizimmerwohnung, die aber immerhin schon das Wasser und das WC intus hatte) in eine Back- und Bastelwerkstätte. Da duftete das ganze Haus nach Backwerk und köstlichen Keksen, dass einem schier das Wasser im Mund zusammenlaufen konnte. Aber die Mutter kannte keine Gnade: „Vorm Heiligen Abend gibts nichts – das ist alles fürs Christkind!“

Aber so manches misslungene Stück fand doch seinen Abnehmer, vorwiegend war Peter der Nutznießer. Er wurde den leisen Verdacht nicht los, dass die Mutter manchmal absichtlich ein Stück Kekse liegenließ oder zerbrach – die Gute.

Auch für das Christkind wurde eifrigst gearbeitet. Ein Teil des Baumbehangs wurde selbst hergestellt. Das waren Bonbons, die zuerst in buntes, gefranstes Seidenpapier eingewickelt wurden, bei manchen kam als Schmuck noch ein wenig Stanniolpapier darüber. Man nannte diese Christbaumstücke liebevoll „Schwanzerln“.

Alkohol, und im Besonderen Likör und Schnaps gab es nur zu den großen Feiertagen. Doch keine gekauften Spirituosen, die waren zu teuer. Daher war zur Weihnachtszeit das „Schnapsbrennen“ im eingenen Haushalt sehr verbreitet. Aber nicht so, wie sich man das heute vorstellt. Es wurde Weingeist gekauft und mit Hilfe diverser, sogenannter Kompositionen (Aromastoffe), wurden die verschiedensten Liköre angesetzt. Glühwürmchen, Kaiserbirne oder Kümmellikör waren die gängigsten „Drinks“ mit denen dann angestoßen wurde.

Für die Kinder und Jugendlichen gab es damals nur einen Traum: ein Fahrrad. Womöglich mit Gangschaltung. Das wäre das höchste der Gefühle bei der Bescherung gewesen. Doch bei den angespannten finanziellen Verhältnissen einer normalen Arbeiterfamilie blieb dieser Wunsch allzuoft eben nur ein Traum.

Peter war gerade 12 Jahre alt und er hatte sich während des vergangenen Sommers die Kunst des Radfahrens mit einem alten Damenrad, welches seiner Tante gehörte, angeeignet. Sein größter Wunsch war natürlich, dass ein Rad unter dem Weihnachtsbaum stehen würde.

Doch ihm war klar, dass bei den angespannten finanziellen Verhältnissen der Familie dieser Wunsch fast unerfüllbar war. Der Vater ein kleiner Straßenbahner, die Mutter als Hilfsarbeiterin in einem Textilbetrieb. Da blieb nicht viel für Sonderwünsche übrig. Beim Greissler ums Eck wurde angeschrieben und wenn größere Anschaffungen anstanden, dann wurden sie über ein Ratengeschäft abgewickelt,

manchmal bis zu 60 Monatsraten. Aber hoffen durfte man doch – wer weiß, vielleicht geschieht doch noch ein Weihnachtswunder.

Dann war der große Tag da – der 24. Dezember. Wie üblich war es ein Tag der Hektik. Vor allem die Mutter hatte alle Hände voll zu tun, um die Vorbereitungen für das Fest des Jahres zu koordinieren.

Nachmittags war es dann soweit. Der Christbaum wurde aufgestellt. Eine einfache Fichte – Tannen waren viel zu teuer. Der Christbaumschmuck, ein seit Generationen gehüteter und von Jahr zu Jahr vermehrter Familienschatz, wurde angebracht. Das Radio spielte dazu die passende Musik. Überhaupt muss man sagen, dass damals stimmungsvollere Programme zum Anlass des „Festes der Feste“ gebracht wurden.

Nachdem die Schmückung des Baumes beendet war, hieß es für die Kinder: Raus aus dem Raum – „Off Limits“ – jetzt hatte nur mehr das Christkind (sprich Mama und Papa) Zutritt zum „Allerheiligsten“.

Peter hatte noch eine Sonderaufgabe zu erfüllen. Er sollte am späten Nachmittag noch Fleisch, Speck und Wein von einer Arbeitskollegin der Mutter, die Verbindungen zu einem Bauern hatte, holen. Es war schon sehr dunkel, als er mit diesen raren Köstlichkeiten wieder nach Hause kam.

Die Zimmertür war natürlich schon fest verschlossen und nur hier und da hörte man geschäftiges Rascheln, welches die Spannung auf den Höhepunkt trieb. Im Innersten seines Herzens hoffte ja Peter noch immer, dass sein größter Wunsch, ein eigenes Fahrrad, in Erfüllung gehen würde. Doch seine Hoffnung war in den letzten Tagen vor Weihnachten doch sehr gesunken.

Alle möglichen Verstecke hatte er schon inspiziert, sogar im Keller nachgesehen. Allein, es fand sich kein Hinweis auf ein Fahrrad. Dabei ist das ja so ein „Trumm“ – das kann man ja gar nicht verstecken! Also fand er sich im Innersten schon damit ab, dass es halt doch wieder nur „praktische“ Geschenke geben würde. Eine Mütze, ein warmer Schal, ein dicker Pullover. Just genauso, wie bei den Bescherungen der letzten Jahre. Die Hoffnung ein Rad unter dem Christbaum zu finden hatte er fast schon begraben.

Dann – endlich – war es soweit: Das berühmte silberne Glöcklein erklang und für Peter gab es nun kein Halten mehr. Und dann stand Peter vor dem Lichterbaum. Schön war er wieder geworden, wie jedes Jahr. Aber von einem Rad war weit und breit nichts zu sehen.

Leicht enttäuscht nahm er die Geschenke zur Kenntnis. Leider alles wie gehabt: Schal, Pullover, etc. Plötzlich ertönte wieder ein Klingeln – aber es war ein ganz anderer Ton. Dieses Klingeln klang schrill durchs Zimmer. Genau so, als wenn da einer mit einem Rad fahren würde. Und wirklich! – hatte doch der Vater das Fahrrad glatt hinter der geöffneten Zimmertür versteckt, sodass er es nicht gleich sehen

konnte. Die Freude darüber war aber umso größer und noch am gleichen Abend wurde die erste Probefahrt unternommen – ein Bubentraum war wahr geworden.

Übrigens weiß Peter heute, dass das Rad (sicher vor neugierigen Blicken) beim Nachbar versteckt war, und während er die Besorgungen machen musste, heimlich in die Wohnung gebracht wurde. Heute steht es noch immer im Keller. Zwar schon etwas verstaubt und rostig, doch noch immer betriebsbereit. Und manchmal wird damit auch noch eine kleine Ausfahrt gemacht.

Und dann träumt Peter von einer Zeit, die schon so lange zurückliegt, die mit unseren Tagen nicht vergleichbar ist und die so manch bittere Einschränkung mit sich brachte. Die aber trotzdem so wunderschön und unvergleichlich war – es war eben die goldene Jugendzeit!